Die Mennonitische Rundschau

1877 Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. **1939**

62. Jahrgang. Winnipeg, Man., 23. August 1939. Winnipeg, Man., August 23, 1939. Nummer 34.

Trost

Dort über den Sternen, am gläsernen See,
Da sind wir so ferne von Ach und von Weh,
Dort sind wir dann endlich daheim und zuhaus',
Und ruhen vom Kampfe bei Jesus uns aus.

Das Bangen und Sehnen, das uns hier erfüllt,
Die bitteren Tränen, die niemand hier stillt,
Der Mund des Verleumders, Zank, Hader und Streit,
Das bleibt hier hienieden im Tale der Zeit.

Dort sind wir mit Lieben dann ewig vereint,
Wo niemand an Särgen und Gräbern mehr weint,
Dort klingen die Harfen mit himm'lischem Klang,
Da jauchzen die Sieger mit Jubelgesang.

Drum Mut, nicht verzagen, o Bruder halt' aus,
Bald enden die Plagen, bald bist du zu Haus',
Ring' weiter, kämpf' mutig, es fehlt nicht mehr viel,
Bald ruft dich dein Heiland, dann bist du am Ziel.

J. P. F. Long Beach, Calif.

Knechtschaft und Freiheit.

Lukas 16, 13: Kein Knecht kann zwei Herren dienen: entweder er wird den einen hassen und den anderen lieben, oder er wird dem einen anhangen und den anderen verachten. Ihr könnt nicht Gott samt dem Mammon dienen.

Die Menschen kommen sich in dieser Welt so wehrlos und verlassen vor, — den Mächten [illegible] oder über ihnen rettungslos ausgeliefert. Es beherrscht uns entweder die Finsternis oder das Licht. Wir selbst werden dabei wenig gefragt. Wir befinden uns in der Gewalt entweder des einen oder des anderen und werden von den Mächten geschoben und gestoßen, ob es uns gefällt oder nicht.

Dem natürlichen Menschen mag das auch so erscheinen. Er hat entweder Glück oder Pech. An sein persönliches Dazutun zu der Sache denkt er wenig. Höchstens kauft er ein Lotteriebillett, um dem Glück die Gelegenheit zu geben, in seinen Schoß zu fallen. So macht sich der Mensch auch seine Religion und versucht, sich die Götter gnädig zu stimmen, damit sie ihm das Glück zuwerfen. — In der mohammedanischen Religion spielt der Fatalismus eine große Rolle. Das ist der Glaube, daß niemand seinem guten oder bösen Geschick entrinnen kann. Was ihm kommt, ist sein „Kismet", d.i. sein unabwendbares Schicksal, in das er sich zu fügen hat. Er kann weder zum Guten noch zum Bösen etwas dazu tun.

Der Jude will durch Gesetzeswerke selig werden. Doch hat er es dabei auch nicht darauf abgesehen, auf dem Wege des Gesetzes seinen Charakter zu bilden und ein bestimmtes Ziel zu erreichen, sondern sich den eifrigen Gott Jahwe mit solchem Beginnen wohlgesinnt zu machen, das mit unserem Streben und unseren Kämpfen nichts zu tun hat. Er will sich nicht selbst am Gesetz bilden, sondern Gott durch dasselbe beeinflussen, daß er ihm das Glück werden lasse.

Erst der wahre Christ merkt etwas davon, daß ein jeder seines Glückes Schmied sein muß, — und daß es sich zunächst einmal nicht darum handelt, was man tut, um einen erzürnten Gott zu versöhnen, sondern darum, daß man von neuem geboren und also zu einer Persönlichkeit werde, der ein „Tun" überhaupt erst möglich wird. Das Gesetz ist also nicht dazu da, als Zaubermittel einen uns abgewandten Gott umzustimmen, sondern dazu, daß ich selbst durch dasselbe als durch einen Zuchtmeister auf Christum dahin gelange, daß ich das Heil in Christo annehme und durch ihn zur neuen Kreatur werde, die in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes der Heiligung nachjagt, ohne welche niemand Gott sehen wird.

Wir sind nicht rettungslos der einen oder der anderen Macht ausgeliefert. Unter der Sünde nur sind wir willenlose Knechte derselben und bleiben es auch unter dem Gesetz, durch welches die Sünde mächtig geworden ist, indem sie uns durch die Belehrung aus dem Gesetz zur Schuld erwuchs. — Ich kann nicht für das Böse verantwortlich gemacht werden, von dem ich nicht weiß, daß es böse ist. Ich tue es dann, wie man so sagt, „in meiner Unschuld". Erkenne ich aber das Böse durch das Gesetz und tue es doch, dann bin ich schuldig, denn ich habe gegen meine bessere Ueberzeugung gehandelt. So bin ich unter Sünde und Gesetz ein willenloser Knecht.

Werde ich aber durch die Gnade ein freier Mensch, dann bin ich nun nicht wieder der anderen Macht zu willenloser Knechtschaft ausgeliefert, sondern ich bin wahrhaft frei zur Selbstbetätigung in dem Licht der Gnade, die meine Sünde wegnimmt und damit ihre Knechtschaft über mich bricht, — und in der Kraft des Heiligen Geistes, in welcher ich sogar zum Beherrscher des Gesetzes werde und mich seiner zur Seligkeit und zur Ehre Gottes bediene.

In Christo lerne ich das Gesetz von einem ganz anderen Gesichtswinkel aus sehen und erkennen. Es ist mir nicht mehr da, nur zu erkennen, daß ich den erzürnten Gott nicht versöhnen kann, und mich damit in die Verzweiflung zu treiben, sondern es wird mir zum Wegweiser zur Seligkeit, und der Weg, den es mir zeigt, wird durch Christum für mich auch gangbar.

Jesus war nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern es zu erfüllen, und gerade darin bewies er sich als den Beherrscher des Gesetzes, denn nachdem er es erfüllt hatte, war er frei davon und trug den Sieg und unserer Seelen Seligkeit als Lohn davon.

Wenn ich einen Gegenstand haben muß, den ich nicht habe, so muß derselbe gemacht werden. Das ist Gesetz. Daran ist nichts zu ändern. Jeder Handschlag, der zur Herstellung desselben nötig ist, muß getan, — jeder Tropfen Schweiß, den das erfordert, muß vergossen werden. Wehe dem, der das nicht kann! Er bleibt ohne das, was ihm Lebensbedingung ist, — ein elender Knecht seiner Notlage.

Wer es kann, der geht eben daran und erfüllt das Gesetz, verfertigt den Gegenstand, und kein Gesetz ist mehr wider ihn. Er kann nun den fertiggestellten Gegenstand zu seinem Leben und zu seinem Wohlergehen gebrauchen. Er ist ein Beherrscher des Gesetzes geworden, da er es erfüllte. In diesem Sinn ist Jesus des Gesetzes Ende. Er hat es restlos erfüllt und steht nicht mehr unter dem Druck desselben, sondern beherrscht es zu seiner Ehre und zu unser aller Seligkeit.

Unser Text macht auf einen Unterschied aufmerksam, den wir meistens nicht merken. Er sagt in Bezug auf unsere Stellung zu Gott und dem Mammon: „Kein Knecht kann zwei Herren dienen." — Der Herzenskündiger spricht hier von dem Wesen des Knechtes, der eben nicht in jedes Herren Dienst paßt. Er spricht nicht nur davon, daß man nicht zwei Herren zugleich dienen kann, sondern auch davon, daß man nicht für jeden Dienst geeignet ist. Jeder hat seine Begabung und Neigung in einer ganz bestimmten Richtung, und nur in dieser Richtung wird er die Situation wirklich beherrschen und glücklich sein, und, um mit dem Bilde zu reden, das der Herr hier braucht, er wird seinen Herrn lieben, bei dem er das tun und treiben darf und kann, was seinem Wesen und seinem Können entspricht. Dagegen wird er einen Dienst und einen Herren hassen, der ihm das Widernatürliche aufzwingt.

Wir leben unter der wirtschaftlichen Ordnung dieser Welt und können derselben nicht widerstehen. Es hilft uns nichts. Nicht wir zerbrechen sie, sondern sie zerbricht uns. D[illegible] Knechtschaft, und wenn einen, dann hassen wir den Zwingherrn Mammon auf's bitterste.

Wie können wir dem entgehen?

Jesus gibt uns einen sehr einfachen Rat: „Seid niemand schuldig!" Das Gesetz fordert: „Bezahle das Haus, in welchem du wohnst, den Acker, den du bebaust, das Geschäft, das du betreibst, und du bist ein freier Mensch, — ein freier Herr in deinem eigenen Anwesen." So können wir frei werden.

Leider gibt es sehr wenig freie Menschen in diesem Sinn. Die Welt will sie auch gar nicht haben. Der Wucherer, der uns zum Haus- oder Farmkauf verhilft, rechnet gar nicht damit, daß wir ihm bezahlen und unsere eigenen Herren werden. Er trachtet vielmehr darnach, uns alles zu nehmen, was wir besitzen, und uns, womöglich unter dem Schein eines Wohltäters, unser Leben lang als seine Sklaven zu behalten, d. auf seinem Acker arbeiten und ihm allen Gewinn abgeben. Alle Revolutionen gegen eine Wirtschaftsordnung, die solches möglich macht, sind bis heute erfolglos geblieben, und die die größten Freiheiten verhießen, haben uns in die härteste Sklaverei verkauft. Das sehen wir am klarsten an Rußland und seinen armen, geknechteten Millionen.

Es kann nur dadurch geholfen werden, daß bezahlt wird. Wir ha-

An alle Leser!

Mit dieser Nummer kommt unser Bote in Gestalt eines adressierten Briefumschlages mit der Bitte, den uns treffenden Abonnementsbetrag beizulegen, damit wir weiter dienen können. Bitte erfülle Deine Aufgabe sofort, wir sind doch auch pünktlich gewesen. Editor.

ben aber nicht zu bezahlen.

Ja, es könnte trotzdem geholfen werden, wenn der Schuldherr uns die Schuld schenkte, was er jedoch nie tun wird; oder wenn ein anderer für uns bezahlte. Das ist, gottlob, geschehen. Und der Wohltäter, der die Schuld für uns bezahlte, erhebt keinen Anspruch darauf, daß wir ihm in knechtischer Furcht dienten, sondern macht uns zu seinen Kindern, die da rufen: „Abba, lieber Vater!" — Haben wir Sünde und Gesetz als Zwingherren gehaßt, so sollen und werden wir den himmlischen Vater lieben und unter dem guten Hirten aus- und eingehen und Weide finden.

Du fragst bange, ob das denn auch die Geldschulden betrifft, mit denen Du nicht fertig werden kannst.

Gewiß betrifft es die auch, und Jesus ist willig, sie für uns zu bezahlen und uns zu Beherrschern auch dieses Gesetzes zu machen. Wo es da nicht in Ordnung ist, sollten wir nicht auf das Schicksal oder auf die bösen Menschen schelten, sondern ernstlich nachprüfen, wie es um unser persönliches Verhältnis zum Heiland und Helfer steht; ob da nicht etwas gelockert ist, was fest sein sollte. Denn wenn wir ihm nicht anhangen, so werden wir auch unter der Herrschaft des Mammons weiter seufzen müssen, obwohl wir ihn vielleicht hassen und verachten.

Wir sind nicht berufen, Obrigkeiten zu stürzen und Ordnungen umzuwerfen, denn wir können in Christo viel mehr als das: wir können der ganzen Welt jeden Rechtsanspruch auf uns entziehen, indem wir durch die neue Geburt und durch Christi Gnadengeschenk bezahlen, was wir nach Leib und Seele schuldig sind, und freie Menschen werden.

Und nicht dafür, sondern darum sollen wir und werden wir ihm nur anhangen in Freundschaft und kindlicher Liebe. Er aber wird nicht als herzloser Sklavenhalter über uns herrschen, uns knechten und zu dem zwingen, was uns widernatürlich ist.

Dem unwidergeborenen Menschen scheint ein Leben in Gott widernatürlich zu sein, denn er vernimmt nichts vom Geiste Gottes. Es ist der Macht der Finsternis gelungen, uns so von den Quellen des Reichtums, der Freiheit und der Kraft fern zu halten, daß wir schon unsere Sklaverei, — unseren aufgezwungenen Dienst und unseren Haß gegen alles und gegen alle für das Natürliche halten und nur noch meinen, wenn ein Gott wäre, so müßte er unserem fleischlichen Rachedurst Genüge und unseren verkehrten fleischlichen Gelüsten Befriedigung verschaffen. Wir glauben nicht mehr an einen Erlöser, der uns aus Knechtschaft und Leiden zu einem menschenwürdigen Dasein befreien kann, indem er unsere Schulden, die wir im Himmel und vor den Menschen haben, bezahlt und uns die Freiheit schenkt.

Und doch harrt dieser Erlöser unser, daß wir aus der Finsternis zum Licht, aus dem Widernatürlichen, Verkehrten zur rechten, neuen Natur aus Gott kommen, und er uns im Großen und im Kleinen helfen kann.

Jesus sagt, um seines Lösegeldes willen sollen wir nicht seine Knechte sein, ihm zu blindem Gehorsam verpflichtet, sondern seine Freunde, die er in seine Pläne einweiht und ihnen sagt, was er tut. Solche beherrschen jetzt schon durch ihn die Sünde und das Gesetz zum ewigen Leben. — In seinem Reich aber, dem Friedensreich, werden sie einmal mit ihm und allen seinen Heiligen die ganze Welt beherrschen.

Für uns ist es also nicht die Frage, ob wir uns der einen oder der anderen Macht überlassen wollen, sondern ob wir weiter noch Schuldner und durch die Schuld Knechte sein, oder ob wir frei und Herrscher werden wollen, wie der Herr uns denn zu Königen und Priestern gemacht und berufen hat.

Und damit sind wir wieder dahin gekommen, daß wir uns selbst in's Herz sehen. Liebe Seele, möchtest Du, daß Dich Berge und Hügel mit allen Deinen Schulden vor dem verbergen sollen, der gesagt hat, daß Du aus dem Gefängnis nicht herauskommen würdest, bis auch der letzte Heller bezahlt sei? — Oder wartest Du mit freudigem Glauben und Hoffen auf den, der die Handschrift aus dem Mittel tut, indem er für uns bezahlt und uns völlig frei macht.

Komm bald, Herr Jesu!

Amen!

Jacob H. Janzen.

Das neue, einheitliche, deutsche Gesangbuch

Das Manuskript liegt nun fertig vor. Verhandlungen wegen der Drucklegung werden im In- und Auslande geführt, und ein Aufruf in unseren Blättern meldet, daß wir nun an die „bange Frage", die in die Geldfrage, gekommen sind, an der leider schon so viele gute Unternehmungen scheiterten.

Warum eigentlich?

Jedenfalls nicht, weil wir so arm sind, daß wir gar nichts mehr zahlen können. Man zahlt Geld für Dinge, die ganz und gar unnötig, oder doch viel weniger nötig sind als das neue Gesangbuch. Es ist dabei bloß das anders, daß wir uns jene unnötigen und weniger nötigen Dinge selbst aussuchen, während die Lieder im neuen Gesangbuch von anderen für uns ausgesucht wurden. Werden die auch gerade nach meinem Geschmack gewählt haben? Das ist die große Frage. Und in Geschmacksachen ist mit mir wenig los. Ich verstehe nur, was mir gut und schön erscheint, und kann nötigenfalls mein Recht von meinem Standpunkt aus beweisen. Was gehen mich die anderen an? Ich begreife bloß nicht, wie sie sich an anderem erbauen können als ich. Und wenn ich meine 50 Cents auf das Gesangbuch anzahle, so lege ich mir vielleicht etwas zu, das nicht ganz nach meinem Sinn ist; und das wäre doch gar zu schlimm. Ich habe nämlich schon lange den Spruch aus meiner Bibel streichen wollen, in welchem es heißt: „Ein jeglicher sehe nicht nur auf das Seine, sondern auch auf das, das des anderen ist!" Er ist so furchtbar unbequem, und doch habe ich ihn bis jetzt noch nicht aus der Bibel hinausgekriegt. Er steht noch da, und nun seht ihr, liebe Leser, wie er mir gerade jetzt, gerade hier so unpassend in die Quere kommt. Ich wollte doch gerade einmal sorecht meinen Standpunkt klar machen.

Doch im Grunde genommen sind meine Sorgen um das neue Gesangbuch ohne Grund, denn unserer Gesangbuchkommission darf man es schon zutrauen, daß sie unseren Wünschen genau so weit Rechnung trägt, wie das überhaupt möglich ist.

Da ist zuerst Bruder Benj. Ewert mit seiner guten Bildung und seiner der Bergtaler Gemeinde entstammenden soliden Erziehung, mit seinem Jesum und sein Volk liebenden Herzen und seiner langjährigen Erfahrung auf dem Felde der Inneren Mission. Er kennt den weitaus größten Teil unserer mennonitischen Sänger und trägt ihren Bedürfnissen in aufrichtigem Herzen Rechnung.

Dann Br. Joh. G. Rempel, Rosthern, der nüchterne Theoretiker, und der praktische Mann, der Pädagoge, der schon seit lange her bestrebt ist, Menschen ganz bestimmten Zielen zuzuführen, und dem man Zielbewußtsein und Zielsicherheit schon vom Gesicht ablesen kann: der sorgt schon dafür, daß wir in dem neuen Gesangbuch nicht eine sinnlose Anhäufung von Liedern ohne bestimmte Ordnung und Zweckmäßigkeit haben.

Dann Br. David Pätkau, der Mann, der nicht nur mit der Technik des Gesanges gut bekannt ist, sondern auch ein richtiges und tiefes Gefühl für die Schönheit des Gesanges hat. Er wird dafür sorgen, daß unser Gesangbuch es in seiner Ausführung mit irgend einem Gesangbuch der Welt wird aufnehmen können.

Und endlich, „last but not least", der ehemalige Lehrer der beiden Letztgenannten, Br. D. H. Epp, langjähriger Vorsänger und Dirigent, der gegenwärtige Editor, dessen Lebensaufgabe die Volkserziehung ist, und dem die Leute mit ihren Ausstellungen und Wünschen „fein und grob" kommen. Er hat Erfahrung, liebt den Gesang und kennt die Bedeutung desselben, ist ausgeglichen und gesetzt und wird dafür sorgen, daß bei der Zusammenstellung des Ganzen nicht über die Stränge geschlagen wird.

Was dieses Viergespann betrifft, so können wir ruhig sein. So weit den Ansprüchen und Forderungen einer Mehrheit überhaupt Rechnung getragen werden kann, ist ihr sicherlich Rechnung getragen worden.

Und die Auswahl der Lieder?

Ich nehme das Register der endgiltig ausgewählten Lieder des neuen Gesanbuches zur Hand, vergleiche, zähle nach und finde, daß das neue Gesangbuch mit den beiden mir liebsten Gesangbüchern sehr vieles gemein hat. Mir sind das Konferenzgesangbuch mit Noten und, natürlich, das Rußland Gesangbuch die liebsten, denn die anderen, die hier in Betracht kommen, kenne ich entweder gar nicht oder doch viel zu wenig, um mir da ein Urteil anzumaßen. Kennte ich sie, so würden sie mir wahrscheinlich auch lieb sein, denn mir ist alles sehr nahe, was in unseren Gemeinden und in unserem Volk geworden ist.

Mir sind auch Glaubensstimme, Frohe Botschaft, Heimatklänge und Evangeliumslieder viel wert; aber gerade weil sie, vielleicht mit Ausnahme der „Heimatklänge", nicht in und von unserem Volk zusammengetragen wurden, scheinen sie mir, unserem Erleben mehr fern zu stehen und muten mich deshalb etwas fremd an. In der Kirche zur Andacht aber singt man so gern, was einem sorecht nahe und heimelig ist. Doch soeben sehe ich, daß auch aus diesen Sammlungen etwas vom Besten in's neue Gesangbuch gekommen ist.

Für unsere beiden Gesangbücher aber stellt sich das Verhältnis schon auf der ersten Seite des Registers so, daß von den dort gegebenen 46 Nummern auch im Konferenzgesangbuch m. N. 30 und im Rußlandgesangbuch 34 enthalten sind. Wenn das durch das ganze Register so oder ähnlich geht, dann sind ja von den 550 Liedern des neuen Gesangbuches wenigstens 360 auch im Gesangbuch mit Noten und wenigstens 385 auch im Rußland Gesangbuch, und es sind die besten, die in unseren Gemeinden am meisten und am liebsten gesungen wurden.

Aehnlich wird sich das Verhältnis wohl auch für die anderen hier in Betracht kommenden Gesangbücher stellen. So weit ich unterrichtet bin, enthielten ja alle bisher in unseren Gemeinden gebrauchten Gesangbücher vieles gemeinsam.

Die Lieder die im neuen Gesangbuch dem Rußlandgesangbuch gegenüber fehlen würden bei uns doch nur sehr selten oder gar nicht gesungen, und wir verlieren nicht viel daran. Diejenigen aber, die wir nun aus anderen Gesangbüchern hinzubekommen, haben wir uns früher abgeschrieben, um sie bei passender Gelegenheit zu brauchen.

In dieser Beziehung scheint mir das neue Gesangbuch geradezu Ideal zu sein, und an meinen 50 Cents Anzahlung soll es nicht fehlen. Zwar ist es in meinem Geldbeutel gerade jetzt auch so leer wie in der Wüste und Einöde, wo es heult, und ob ich zum 1. August viel werde tun können, ist mehr als fraglich. Doch ich hoffe, daß unser Geld haben wollende Männer auch nach diesem Datum noch etwas entgegennehmen werden, und sage mir dabei zugleich, daß wer schnell hilft, der hilft doppelt, und nehme mir vor, die Sache nicht zu lange zu verschieben.

Unsere Gesangbuch - Kommission zeigt uns, wie groß das gemeinsame Gut unserer verschiedenen Gemeinden noch ist. Ich hoffe und bete, daß das neue Gesangbuch dazu dienen möchte, uns dem Ziele näher zu bringen, an welchem alle Nachfolger Jesu zur vollendeten Einheit gelangt sein werden.

Diese Einheit wird in der Vollendung sein, und das neue Gesangbuch ist denn auch so angelegt, daß es uns hinanzieht, indem es auf dem fußt, was unsere Väter schufen, und was sonst mit zwingender Notwendigkeit in unseren Gemeinden geschichtlich geworden ist, und indem es uns zugleich von dem löst, was sich

überlebt hat, und dem zuführt, was indessen Lebensbedingung für uns geworden ist.

Dabei sind Text und Melodieen so gehalten, daß es für uns bei der Einführung des neuen Gesangbuches nicht ein schmerzliches oder gar lebensgefährliches Zerreißen geben wird. Wohl sind in manchen Fällen Text und Melodie vom Fremden gesäubert, dem Urtext wieder näher gebracht und überhaupt gehoben. Aber das, was den Wert der Lieder ausmachen, was sie uns vertraut und lieb machte, ist geblieben.

Ich glaube, mit Zuversicht sagen zu dürfen, daß wir uns in dem neuen Gesangbuch von Anfang an daheim fühlen werden.

Nicht sehr viel aber doch etwas habe ich auch von dem neuen „Hymnal" vernommen, ähnlich als wenn man am offenen Küchenfenster vorbei geht und einen Dufthauch von dem bekommt, was Mutter zu Mittag kocht. Und der Hauch war nicht schlecht.

Die Köche kenne ich. Sie lassen es an sich nicht fehlen, und ich hoffe, die englisch sprechenden und singenden Gemeinden werden ihnen, nächst Gott, für die Seelenspeise danken, die sie ihnen von so gutem Nährwert und in so schöner Form bereiten.

Die Gesangbuch - Kommission haben das ihrige getan, werden die singenden Gemeinden nun auch das ihrige tun?

Mit brüderlichem Gruß

Jacob H. Janzen, Waterloo, Ont.

Mein Artikel zur Gesangbuchfrage.

Als begeisterter Befürworter der Verbesserung und Vereinheitlichung des Kirchengesanges in unseren Gemeinden schrieb ich meinen Artikel **„Das neue, einheitliche Gesangbuch"** (Siehe Nr. 32 der M. Rundschau, vom 9. August 1939), sobald ich das nötige Material dazu beisammen zu haben glaubte. Hernach aber kam noch Material hinzu, das meinen ersten Artikel als ungenau und sogar an einigen Stellen als irrig erscheinen ließ, und ich schrieb an die Blätter, sie möchten mit der Veröffentlichung warten, bis ich einen weiteren Artikel einschicken werde. Für die „M. Rundschau" und den „Herold" kam dieses Schreiben zu spät. Der Artikel in seiner ersten Fassung war schon gedruckt. Nun habe ich jedoch auch die neue, „verbesserte" Auflage eingesandt und bitte die geneigten Leser, es sich nicht zu viel sein zu lassen, auch diese zu lesen und die Unterschiede zwischen der ersten und zweiten Fassung nicht dem Editor sondern mir zuzurechnen.

Mit freundlichem Gruß

Jacob H. Janzen.

Noch einmal das neue einheitliche Gesangbuch der Deutschsingenden.

So geht es einem!

Erst dauert es zu lange, bis ein an die Zeitschriften abgeschickter Artikel endlich erscheint; und dann erscheint er schließlich doch noch zu früh, und die wohlgemeinten Korrekturen des Verfassers kommen zu spät. So ist es mit meinem Gesangbuchartikel ergangen: meine Korrekturen sind für alle unsere Blätter zu spät gekommen.

Ich habe also meinen Artikel in den vier leitenden Zeitschriften unseres Völkleins viermal überprüfen können und finde, daß er nichts Schädliches oder gar Unwahres enthält. Mag er also passieren, und mögen meine Korrekturen dem Papierkorb und der Vergessenheit anheim fallen.

Aber ein Unterlassenes muß ich doch noch nachholen. Daß es im ersten Artikel unterlassen wurde, muß leider meinem schlechten Gedächtnis auf Rechnung gestellt werden: ich hatte es ganz und gar verschwitzt, daß wir in der Gesangbuchkommission nicht eine einfache sondern eine vervollständigte „Troika" haben, eine von der Sorte, bei deren Anblick ein kleiner Junge drüben in Rußland in den begeisterten Ausruf ausbrach: „Kicke Se, Paupe, eene Troitje met vea Pead!"

Und der vierte im Bunde ist der langjährige Dirigent, Vorsänger und gründliche Kenner des deutschen Chorals Dietrich H. Epp, Rosthern der ehemalige Lehrer von Joh. G. Rempel und David Pätkau, der, wie ihm seine Kollegen in der Kommission das Zeugnis geben, gut Best bei der Sache getan und aufgepaßt hat, daß seine Zöglinge in ihrem Eifer nicht zu weit gingen. Epp kennt die Einstellung unseres Volkes, denn die wird ihm täglich fein und grob in vielen Briefen und sonstigen Zuschriften dargetan.

Je mehr ich das mir zur Verfügung stehende Material durchprüfe, desto mehr werde ich davon überzeugt, daß unsere Gemeinden in dem neuen Gesangbuch mit Noten einen Schatz bekommen, durch den sie in ihrem geistigen und geistlichen Leben gefördert werden, und der es wert ist, daß auch Opfer gebracht werden, ihn zu gewinnen.

Dabei ist dafür gesorgt, daß die Opfer nicht zu schwer werden, und daß es für alle Beteiligten einen nicht zu krassen, schmerzhaften Umbruch beim Einführen des neuen Gesangbuches gibt.

Gott möge auch diesem guten Werk ein frohes Leben, Wachsen und Gedeihen schenken.

Jacob H. Janzen.

Bekanntmachung.

Wir bitten alle, die sich für den Aufruf in der Rundschau interessieren, und denen es möglich ist, uns etwas behilflich zu sein, beim Bau eines Versammlungshauses, diese Gaben an den Redakteur der M. Rundschau zu schicken, und an uns eine Kundgebung des Absenders und Summe.

Br. Neufeld wird Solches dann weiter befördern. Umstände zwingen uns diesen Weg einzuschlagen.

G. Isaak

Philadelphia, Col. Fernheim, Paraguay, Süd Amerika.

Newton Siding, Man.

Die lieben Besucher zum Einweihungsfeste des neuerbauten Bethauses der M. B. Gemeinde zu Newton Siding möchten sich merken, daß dasselbe 3 Meilen südlich von Newton Siding ist, an der Correction Line. Die Gäste, die aus dem Süden kommen, möchten es sich merken, wenn sie über Elm Creek den Hochweg vom Süden kommen, daß sie auf der Correction Line abbiegen u. 3 Meilen in den Westen fahren.

Mit brüderlichem Gruß

J. Derksen.

Todesnachricht.

Gem, Alberta, 1939.

Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werken folgen ihnen nach. Offb. 14, 13.

Dem Herrn über Leben und Tod, dessen Gedanken und Wege unerforschlich sind, hat es in seinem weisen Ratschluß gefallen, unsern inniggeliebten Gatten und Vater „Heinrich Warkentin" durch den Tod von unserer Seite zu nehmen.

Nach schwerem 6-wöchentlichen Herz- und Lungenleiden schied er den 20. Juni, 12 Uhr mittags, von uns und weilt nun bei seinem Heiland.

Den zu sehen, der für ihn und uns so schwer gelitten und alles vollbracht, freute er sich und war sein inniges Verlangen.

Er erblickte das Licht der Welt in Klubnikowo, Orenburg anno 1902. Im Ehestand gelebt 10 Jahre.

Der Herr macht keine Fehler und so ist unser Trost, wir werden ihn droben wiedersehen.

Die leidtragende

Witwe Helena Warkentin und Tochter Margareta.

La Glace, Alta., 10. August 1939.

„Unser Leben währet 70 Jahre und wenn es hoch kommt, so find's 80 Jahre," so sprach sich der Psalmist aus, wie er sich der Menschen Vergänglichkeit vor Augen führte.

Auch unseres **Vaters**, Dav. D. Janz, Leben, wenn es auch hoch kam und an das biblische Alter hinanreichte, so kam es doch am 30. Juni 1939 zum Abschlusse. Es fehlten ihm nur noch 7 Monate und 10 Tage an dem Alter, von dem der Psalmist sagt: „Wenn es hoch kommt."— Er wurde plötzlich von dem, der da sagt: „Kommt wieder, Menschenkinder," abgerufen. Sein Leben war ein dem Herrn geweihtes, und so können wir getrost sagen: Er schaut nun, was er geglaubt.

An der Molotschnaja, Rußland, stand einst seine Wiege. Nur ein paar Jahre seiner Kindheit verlebte er dort. Dann wechselten seine Eltern den Platz und siedelten sich in Sagradowka an. Dort zum Jünglinge herangewachsen, kam er zu der Einsicht, daß das „Jetzt" die angenehme Zeit sei, die Gnade Gottes zu empfangen. Es schien so, als ob es Eile mit ihm hatte; denn bald, nachdem er sich der dortigen Gemeinde — der M. Brüdergemeinde — angeschlossen, wurde er in die Arbeit des Reiches Gottes Sache gerufen und durfte an der Sonntagsschule dort arbeiten. Auch noch nur jung, 23 Jahre, trat er mit der Jungfrau Elisabeth Dück in den Ehestand. Wie es oft der Fall ist, so wurde auch unserer Eltern Eheschifflein auf seiner Fahrt oft mit Wellen bedeckt; denn obwohl sie die Freude hatten, eine ganze Reihe von Kindern aufsprossen zu sehen, so mußten sie es aber auch erfahren, wie weh es tut, wenn eines nach dem andern, 10 an der Zahl, ihnen im Tode voranging. Nur 4 haben ihn überlebt. Es war allezeit sein und unserer lieben Mutter Wunsch und Gebet, daß doch alle Kinder sich frühe zum Herrn bekehren möchten. Seine beständige Bitte wurde soweit erhört, daß nur eines von diesen allen sich nicht in den jungen Jahren bekehrt habe.

17 Jahre verlebten unsere Eltern in Sagradowka. Dann ergriffen sie den Wanderstab und fanden auf der Orenburger-Ansiedlung eine neue Heimat. Dort durfte er als Arbeiter am Worte tätig sein und nach einigen wenigen Jahren, wurde ihm dort das Aeltesteamt anvertraut. Eine lange Reihe von Jahren, und zwar 46 an der Zahl, hatte die Fahrt ihres Eheschiffleins gedauert, wie dieselbe nach höherem Ratschlusse zum Abschlusse kommen sollte. Seine geliebte Gattin, unsere liebe Mutter, wurde durch den Tod von seiner Seite genommen! — Einsam wanderte nun unser lieber Vater seinen Weg. Nach etlichen Jahren aber fand sich für ihn ein Ausweg. Eine, um ein Bedeutendes jüngere Witwe wurde willig, mit ihm den ferneren Weg gemeinsam zurückzulegen. Diese, unsere neue Mutter, hat es auch verstanden, ihm sein Leben zu versüßen. Der Herr möchte es ihr vergelten! Unser Vater hat ausgekämpft.

Ergebend unterzeichnet sich:

Euer Mitpilger Ab. D. Janz.

(Zionsbote möchte kopieren.)

Es hat dem Herrn über Leben und Tod gefallen, unsere liebe Mutter, **Anna Hiebert**, geb. Töws, aus diesem Leben in die obere Heimat zu rufen.

Seit den letzten Jahren war sie mehr oder weniger leidend. Hoher Blutdruck waren Ursache ihres Leidens, so daß sie wiederholt ärztliche Hilfe suchen mußte. In den letzten Monaten hat sie sich jedoch wieder des Lebens erfreuen können.

Am 10. Juli, um ½6 Uhr abends, übereilte uns Kinder die Nachricht, daß Mutter schwer gefallen sei. Sie war wohl eben nach Hause gekommen von einem Besuch bei unserer Tante Jakob Töws. Zu Hause angekommen, wurden schnell ein paar Kartoffeln geschält, um ein kleines Abendbrot zu fertigen, so daß wenn Tochter Helen würde zurückkehren von ihrer Arbeit im Laden, sie doch mit dem Essen fertig sein möchte.

Ihre Einrichtung im Hause war sonst der Art, daß sie mit nichts hinausgehen brauchte, aber wir nehmen an, daß ihr wohl eine große Enge überfallen sein mag, weil ihr Blutdruck auf 240 gestiegen war. Sobald sie zur Türe hinauskam sind Zement-Treppen. Etwas zur Seite färbte ein Freund für sie die Sturmfenstern. Als sie hinaustrat, schauten die beiden sich noch an, aber der Freund bemerkte nichts besonderes an ihr. Bald hörte er den furchtbaren Sturz. Er rief die Nachbaren und man brachte sie, für tothaltend, ins Haus. Doch bald fing sie noch an zu sprechen, und weil sie recht schwer war zu tragen, war sie noch

(Fortsetzung auf Seite 7.)

Geisteskrankheiten.

Zu der Reihe der Psychoses gehört auch noch die Dementia Proicox (etwa: frühreifer Wahnsinn, so genannt, weil diese Krankheit oft schon im jugendlichen Alter von 15—25 Jahren auftritt. Das Wesen dieses Uebels: Verkehrung des geordneten Denkens in ein verzerrtes Denken (perversion of cognitive thought), split mind — ein geteilter, getrennter Geist. Das Zusammenarbeiten (co-operation) zwischen den einzelnen Teilen des Gehirns ist gestört, die Mechanik des Denkens ist zusammengebrochen, die Einheit in der Persönlichkeit gestört. Also Trennung, Auflösung, Zerteilung, Zersetzung des Geistes, der Seele und in der Persönlichkeit. Oder anderes: zerrüttete Sinne, eine zerrüttete Persönlichkeit. Der Lernprozeß, Gefühle, und die Willenskraft sind ebenfalls in Unordnung geraten. (Prostituierte gehören durchschnittlich zu dieser Klasse von Geisteskranken). Die Funktionen des Geisteslebens sind gestört: Dit schauft nich mea, daut es aula utim Jidriew.

Welch ein trauriges Bild! Statt vollendete Harmonie, statt schönster Einheit und Geschlossenseins — Verfall und Tod. Ein Leib des Todes! Welcher Verfall des einst so herrlichen Ebenbildes Gottes. Ein Beispiel: Ein Junge aus armer Familie besucht oft die Movies, ist träge und verfällt in Müßigkeit und baut Luftschlösser. Sein Leben wird ein Traumleben, daher unwahr. Er kommt dahin, daß er die Gebilde seiner Phantasie für wahr annimmt, (wenn man sich eine Sache 100-mal vorlügt, dann glaubt man schließlich selbst daran). Er behauptet, ein Kapitän habe ihm $500.00 (Scheck) gegeben und auf dieses Geld spekuliert er. Also, am Ende ein zerrütteter Geist und sein Leben steht unter dem Zeichen von Täuschung, Trug und Blendwerk.. Diese Kranken meiden den Kampf mit den Widerwärtigkeiten des Lebens und verstecken sich hinter einem trügerischen Traumleben. Träume als Mittel gegen die Misere des Lebens.

Man unterscheidet in dieser Krankheit drei Formen. 1) Hebephrenia. Merkmale: allmähliches Zurückziehen (Absterben) von der Außenwelt, ausgesprochene Störung in den geistigen Funktionen, zweite Kindheit (indem der Betreffende wieder wie ein Kind wird). 2) Catatonia. Interesse für die Außenwelt geschwunden, Gefühlslosigkeit, Stumpfsinn. Eigentlich sind gewisse Muskelspannungen, die sich periodisch entladen. 3) Paranoia. Verfolgungswahn. Der Kranke hat ein ganz verzerrtes Bild von der Welt, seine Weltanschauung ist verkehrt. Die Welt ist, wie er sagt, schuld an seinem Mißgeschick, seinen Mißerfolgen. Er kämpft viel, weil er überall Feinde vermutet, und zwar frei und offen. In dieser offenen Kampfesweise ist der Unterschied mit den zwei vorhergehenden Fällen, wo der Kranke seine Kämpfe in der verschlossenen Innenwelt auskämpft.

Allgemein ist von der Dementia zu sagen, daß der Kranke sich von der Außenwelt ab- und in sich kehrt. Er kapselt sich ein, wird Einspänner, seine Persönlichkeit verdorrt und schrumpft zusammen. Man beurteilt die Welt falsch und sagt ihr Valet. Der Kranke kann monatelang stumpf dahinleben, dann plötzlich auffahren und dem Wächter oder einer anderen gegenwärtigen Person einen schweren Schlag versetzen und dann wieder in völlige Teilnahmlosigkeit zurückfallen. Einflüssen von außen ist er nicht zugänglich (ganz unterschiedlich von den Depressierten). Er ist nicht aggressiv, (während der Maniac kampfeslustig ist). Bemerkbar ist seine Zerstreutheit. In der Kindheit war er heil und gesund, verfiel dann aber in Träumereien, bekümmerte sich nicht um die Umgebung, ward untätig, indifferent, unanstellig und unsauber in seiner äußeren Erscheinung. Ohne Selbstachtung und Ehrgeiz. Der Verfall wird endlich chronisch.

Wir notieren noch einige Absonderlichkeiten in den einzelnen Fällen.

1. Hebephenia. 75% dieser Kranken stehen im Alter von 15 — 25 Jahren. Wie gesagt, das Interesse an der Außenwelt schwindet, Zurückziehen in sein Innenleben, Stumpfsinn, zweite Kindheit. Der Kranke benimmt sich wie ein Kind, sitzt und rutscht auf dem Fußboden, hat Spielzeug. Oft unangebrachtes Weinen oder Lachen: er lacht, wo er weinen sollte, z. B. am Sarge der Mutter, und weint, wo er lachen sollte. Seine Gedankengänge sind vollständig planlos. Er schreibt lange Briefe, aber ganz ohne Zusammenhang. Es ist ein wildes Durcheinander. Zwecklos sind auch seine Handlungen, und kann er dadurch der Umgebung gefährlich werden.

2. Catatonia. Beispiel. Ein aus England eingewanderter Arzt (nach Canada) konnte hier nicht seinen Beruf ausüben und wurde Schmied, wußte aber in der Tochter den Ehrgeiz für die Laufbahn eines Arztes zu wecken. Es fehlten leider die Mittel, bis ein Onkel aus den Staaten sich erbot, sie in sein Haus aufzunehmen und sie dort studieren zu lassen. Als die Immigrationsbeamten die Einreiseerlaubnis nicht bewilligten, und sie also ihre Pläne vereitelt sah, verfiel sie in unheilbaren Stumpfsinn.

Die Krankheitsgeschichte ist hier ungefähr dieselbe wie bei Hebephenia: Interessenlosigkeit, Indifferenz, Apathie, Zurückziehen in d. eigene Gedanken-, Gefühls- und Traumwelt und endlich Stumpfsinn. Sie müssen dann künstlich genährt werden. Man hantiert sie wie Tote. Sie sind wie die Schlafenden und Träumenden. Bemerkenswert sind einige besondere Symptome. Der Kranke nimmt mitunter eine ganz groteske (wunderliche, absonderliche) Haltung ein: z. B., er hebt ein Bein, einen Arm und verweilt in dieser Stellung stundenlang, scheinbar ohne zu ermüden. Dabei erscheint er ganz stumpf. Es ist merkwürdig für den Zuschauer. Oder, wenn er sich hinlegt, berührt er das Kissen nicht mit dem Kopfe, sondern hält den Kopf einen Zoll weit von dem Kissen entfernt. Oder er geht stundenlang in seinem Zimmer auf und ab, ohne Plan und Ziel, und scheinbar ohne zu ermüden. Oder er wiederholt unausgesetzt eine kleine Gruppe von bedeutungslosen Silben, etwa lalala, lala, la, etc., oder (wenn die Tür hinter ihm verschlossen wird): locky-key, key-locky, etc. Oft tut er unverzüglich, was ihm geboten wird, z. B.: Hebe den Arm; in anderen Fällen tut er gerade das Entgegengesetzte von dem, was ihm gesagt wird. Er kann die wunderlichsten Stellungen einnehmen und ganz unbeweglich darin verharren und zwar stundenlang. Das macht den Zustand des Catatonikers so bizarr.

Merkwürdig ist bei dieser Krankheit auch, daß obgleich der Kranke zuweilen vollkommen teilnahmlos und stumpf erscheint, er doch aufs schärfste und genaueste beobachtet. Nicht die kleinsten Details entgehen ihm. Fürwahr, eine sehr sonderbare Krankheit. Der Maniac ist viel natürlicher, auch ist sein Kampf offener als bei dem Catatoniker. Der Zustand des Letzteren ist nicht unbedingt hilflos: 30—40% von ihnen werden gesund. Wächter müssen sich gegen Ueberraschungen sichern.

Paranoia. Diese Krankheit wird unter die Rubrik der Damentia praecox (Damentia praecox) gerechnet, weist aber solche Eigentümlichkeiten auf, daß einige Irrenärzte geneigt sind, die Paranoia als eine Krankheit ganz für sich zu behandeln. Er kämpft, z. B. ganz frank und frei und nicht versteckt, wie in Hebephrenia und Catatonia. Es ist kein Fliehen vor dem Kampfe, kein Verstecken, sondern er bietet dem Kampfe frei die Stirn. Wir begegnen ihm und seinen Kämpfen überall.

Er ficht, um irgendeiner wirklichen oder eingebildeten Gefahr zu begegnen. Aber er ficht nicht immer den rechten Kampf, und er ficht oft da, wo er es nicht tun sollte — die Kämpfe, die ihm nicht verordnet sind, oft ohne Grund und Recht. Er ist empfindlich und wo einer mißtrauisch ist, wie der Paranoie, der kann Krieg haben und führen sein ganzes Leben lang. Er mag aggressiv (draufgängerisch) erscheinen, aber er ist es nicht. Er streitet, nicht aus Lust oder Uebermut, sondern weil er sich verfolgt glaubt und überall Feinde wittert. Wenn nötig, nimmt er auch eine Niederlage nicht unwillig mit in den Kauf.

Seine Sinne mögen ganz intakt sein, er sieht und hört gut, aber es mangelt bei der Beurteilung, der Deutung und Auslegung des Gesehenen und Gehörten. So kann er trotz guter Veranlagung eine falsche Vorstellung von den Dingen, mit denen er in Berührung kommt, haben — ein verzerrtes Weltbild. Weil seine Anschauungen verkehrt sind (wir wundern uns manchmal über Menschen, daß sie so falsch urteilen), so sind auch seine Kämpfe verkehrt. Wie notwendig daher bei einem Menschen eine scharfe Disziplin für seine Denkarbeit.

Wie kommt der Paranoic dazu, soviel zu kämpfen? Etwa wie folgt: Er kann nicht recht vorwärts kommen im Leben und muß dagegen sehen, wie andere prosperieren. Die Mißerfolge verbittern ihn — sie sind eine schwere Demütigung für ihn, und ihn überkommt das Gefühl der Unfähigkeit und Minderwertigkeit. Ein starker Trieb drängt ihn, irgendeinen Ausgleich zu finden für seine Mißerfolge: entweder zu siegen, oder mit Ehren zu unterliegen.

Er kämpft nun mit doppelter Kraft, um die Verhältnisse zu zwingen; auch ist er bestrebt, das Gefühl der Minderwertigkeit und des Unvermögens, das seine Kraft lähmt, zu überkommen, oder dasselbe vor anderen zu verbergen. Er versucht, sich auf einem anderen Gebiete auszuzeichnen, wenn es auf dem einen nicht gelingt: z. B., ein Künstler, der als Maler wenig Erfolg hat, versucht Großes als Bildhauer. Ein anderer verlegt sich aufs Träumen und bildet sich ein, große Taten getan zu haben und auch noch weiter glänzende Siege zu erringen. Er wird hierin unterstützt durch das Lesen von Romanen.

Um sich zu entschuldigen, beschuldigt er andere ob seiner Mißerfolge (und kommt so schließlich zum Verfolgungswahnsinn), oder er behauptet, es sei irgendeine Zauberei im Spiel. Sein Verfolgungswahn kann gefährlich werden: weil er überall Feinde wittert, so mag er unerwarteterweise vollkommen unschuldigen Leuten ein Leid antun. Ein sonst guter Mann tötete sein liebes Weib in einem Anfall von Verfolgungswahn, indem er vermutete, auch sie habe sich gegen ihn verschworen, als sie ihn freundlich ermahnte, den Mut nicht sinken zu lassen, das Glück werde ihm doch endlich in den Schoß fallen. Der Paranoie verherrlicht sich selbst und verachtet andere, nur um sein Ansehen in seinen Augen nicht zu verlieren. Er bildet sich ein, eine große Macht zu besitzen (um das Gefühl der Minderwertigkeit in sich zu ersticken) — ein Ingenieur entwickelte großartige (vollkommen nutzlose) Pläne, wie er eine öde, wüste Gegend in fruchtbares Land verwandeln werde. Und weil er an zuständiger Stelle für seine Pläne nicht genug Entgegenkommen fand, griff er die Obrigkeit und die vermeintlich schlechten Gesetze an, und führte mit der Obrigkeit einen Prozeß, um sich gewissermaßen Genugtuung zu verschaffen. Das Prozessieren kann bei dieser Sorte von Leuten eine wahre Plage werden. Eine weitere Eigentümlichkeit: weil er sich selbst nicht reformieren kann, so versucht er's mit den Reformplänen bei anderen und wird damit den anderen oft sehr lästig. Jedes Städtchen hat solche ungesuchten Reformer.

Zum Schluße meiner Schilderungen der Geisteskrankheiten möchte ich betonen, daß es schwer ist für den Laien, zwischen den verschiedenen Krankheiten und ihren Symptomen genau zu unterscheiden; es bedarf da des geübten Auges des erfahrenen Nervenarztes. Der Kranke kann unter Umständen gleichzeitig die Symptome von zwei oder mehr Krankheiten aufweisen. Besonders Laien tun gut, bei der Beurteilung der Krankheiten vorsichtig zu sein: das Wissen kann auch hier aufblähen. Aber gewisse Erkentnisse über Geisteskrankheiten tun uns schon not, und wenn solche in Demut aufgenommen und verwendet werden, so können sie dazu beitragen, das Verständnis für die Aermsten unter den Armen in den Gemeinden zu vertiefen. Ein Leser.

Unsere Reiseschuld.

Es gereicht uns zu besonderer Freude, daß auf allen Provinzialversammlungen man immer wieder mit neuem Eifer an unser großes Problem denkt und eine Lösung sucht. Und ich habe wohl noch nie den Gedanken aussprechen hören, daß wir dieses Problem der Reiseschuld nicht lösen können. Es bleibt ein schweres Problem, aber es muß gelöst werden, und der einzige Weg es zu lösen ist, daß jeder, der eine Reiseschuld hat, nach Möglichkeit zahlt.

Die Ernte dieses Jahr sah besonders viel versprechend aus bis vor kurzem, als die große Dürre und Hitze einsetzte, und man seine Erwartungen auf eine gute Ernte auf etwa die Hälfte reduzieren mußte.

Aber dennoch sagen wir es uns alle, daß es doch schon viel besser ist, als Jahre vorher, und daß da mehr Möglichkeiten sind, an der Schuld zu zahlen, als es während einer Reihe von Jahren waren.

Ich trete also auch dieses Jahr wieder vor alle unsere Immigranten und auch unsere Einheimischen mit der Bitte, tue doch ein jeder sein Möglichstes, um dieses Problem lösen zu helfen.

Ich weiß daß viele unsrer Immigranten zahlen können und auch zahlen werden. Ich glaube kaum, daß es da einer besonderen Aufmunterung bedarf. In diesen Kreisen wird man es sich sagen, es ist durchaus notwendig, daß mit der Sache voller Ernst gemacht wird, und man das Aeußerste tun sollte, um dieses Problem zu lösen.

Dann haben wir ja auch solche unter uns, die besonders schwere Wege haben gehen müssen. Auch unter diesen sind noch viele, deren Mut nicht gesunken ist, die trotz allem den Mut haben zu sagen: Ich will und ich werde meine Schuld bezahlen.

Aber es gibt auch solche unter uns, die es einfach nicht werden tun können beim besten Willen. Da natürlich wird es gelten, was der Apostel Paulus an die Galater schreibt: Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.

Sollte ich auch noch eine andere Klasse nennen, solche etwa, die nicht zahlen wollen? Ich erinnere daran, daß auch ihr einmal zahlen wolltet, nämlich damals, als ihr in Rußland wart und so sehr gern herausgeholfen sein wolltet. Was für Gelübde wurden damals gemacht, was wurde versprochen? Und was zeigt es, wenn wir ein Versprechen, in vielen Fällen ein schriftliches Versprechen, nicht achten? Wo bleibt da der Charakter, und wo das Christentum?

Die Komitees in allen Provinzen sind willig nach bestem Können zu arbeiten. Die Provinzialversammlungen haben in fast allen Provinzen sich ein Ziel gesetzt, bis wann sie die Reiseschuld bezahlen wollen. Um dieses möglich zu machen, sollten alle, denen eine Aufgabe zugefallen ist, von der ganzen Gesellschaft ganz energisch unterstützt werden.

Da sind unsere Distriktmänner in allen Gruppen und die Vertrauensmänner, die ihre Aufgaben in sehr vielen Fällen sehen. Man möchte sie doch kräftig unterstützen, so daß sie die Arbeit des Einsammelns der Reiseschuld mit Freuden tun können.

Nur wenn eine allgemeine Unterstützung da ist, wird eine erfolgreiche Arbeit geschehen können.

Wenn auf manchen Stellen der Eindruck vorgeherrscht hat, daß die Distriktmänner keine Aufgabe haben, die Reiseschuld einzukassieren, dann beruht das auf einem Irrtum. Es ist stets die Hauptaufgabe aller Distriktmänner gewesen, sich genau zu orientieren, wieviel Reiseschuld ein jeder in seinem Distrikt hat und wie er zur Abtragung der Reiseschuld steht. Die Distriktmänner werden gebeten Zahlungen auf die Reiseschuld entgegenzunehmen und an die Board einzusenden.

Auch mache ich aufmerksam, auf die Notenschuld. Auch dieses ist eine Reiseschuld. Die Gelder wurden leihweise gewährt, damit mehr an die C. P. R. abgezahlt werden könnte und so der Kredit bliebe, um mehr aus dem Elend herauszuhelfen.

Wenn es irgendwo an Aufklärung fehlt, da wende man sich gern an die Board oder an die Komitees in den verschiedenen Provinzen, es wird gern jede erforderliche Aufklärung gegeben werden.

Die Provinzialvertreter sollte man überall freundlich aufnehmen und mithelfen in der Arbeit, die sie im Interesse unseres ganzen Volkes tun.

Wenn wir unsere Schuld bezahlen werden, dann tun wir das, was uns das christliche Gewissen zur Pflicht macht. Wer da kann und nicht zahlt, wird sich müssen als Schuldner bekennen, wenn unser Volk seinen guten Namen verlieren sollte und wenn wir in der Geschäftswelt sollten als unehrlich bezeichnet werden müssen.

Darum, noch einmal, ein jeder helfe mit nach bestem Vermögen.

David Töws.

Kinderabteilung in Duke-Fingard Klinik



London, Engl. — Eine Abteilung für die Behandlung von Kindern wurde in der Duke-Fingard Klinik eröffnet. Diese Klinik wird von der Gesellschaft zur Beschaffung kostenloser Behandlung für Krankheiten der Atmungswege unterhalten. Die Klinik ist möglich gemacht worden durch die Großherzigkeit des Lord Bearsted, der kürzlich bei der Eröffnung fungierte. Als bekannt gegeben wurde, daß eine neue Abteilung für Kinder eingerichtet werden sollte, kamen Gesuche um Aufnahme in so großer Zahl ein, daß die Abteilung sehr schnell voll war und für Monate so bleiben wird. Die Klinik, wo täglich an 120 Erwachsene behandelt werden, wird durch freiwillige Beiträge erhalten und man hofft, daß in Bälde ein nur für die Behandlung von Kindern bestimmtes Institut vorhanden sein wird.

Das Bild zeigt das Kinderbehandlungszimmer im Duke-Fingard Hospital von Toronto. Viele Kinder wurden bereits kuriert, sowohl im Winnipeg Duke-Fingard Hospital, wie auch im Hospital in Toronto. Viele der Kinder litten an Sinusitis, Heufieber, Asthma und Bronchitis. In manchen Fällen waren die Kinder, die nun durch die Duke-Fingard Behandlung gesund geworden, sind seit ihrer Geburt krank gewesen. —

Ein beachtenswerter Fall ist der der 14jährigen Alice Helgason von Gimli, Man., die im Alter von 2 Jahren Bronchitis und in der Folge Asthma bekam, der trotz aller Bemühungen nicht weichen wollte. Durch die großen Atmungsbeschwerden war ihre Brust ganz deformiert worden, wie Röntgen-Bilder zeigten. Durch die Duke-Fingard Behandlung nahm Miß Helgason über 19 Pfd. zu und konnte als geheilt entlassen werden. Sie kann jetzt die Schule besuchen und ein Zweirad fahren, was sie früher nicht vermochte, und führt jetzt ein normales gesundes Mädchendasein.

Ein Duke-Fingard Patient, Derick Wilcox, war zwölf Jahre lang krank an Bronchial Asthma, konnte die Schule nicht besuchen, hatte 200 Injektionen an Armen und Schenkeln, mußte in einer speziellen Atmungskammer leben und nachts aufrecht im Bett sitzen, um Schlaf zu suchen. Als Derick ins Hospital kam, sagte die Pflegerin Yorke: „Ich war so erschreckt zu sehen, wie er nach Atem rang. Seine Lippen waren fast schwarz. Jetzt schläft er nachts gut und ich muß aufpassen, daß er nicht auf die Straße läuft, um mit andern Jungens zu spielen. Er ist ein kleiner Held." — Dieser Junge konnte als geheilt entlassen werden, geht nun zur Schule und führt ein normales und gesundes Kinderdasein.

Das Torontoer Duke-Fingard Hospital steht unter Aufsicht von Dr. A. G. McPhedran vom Toronto General Hospital und der Universität von Toronto und Dr. D'Arcy Prendergast vom St. Michael's Hospital und der Universität.

Das Winnipeg Duke-Fingard Hospital steht unter Aufsicht von Dr. W. D. McIvor und Dr. M. B. Halldorson.

— **Washington.** **Kriegsdepartement** kündigte an, daß bei dem Absturz der „fliegenden Festung," der Stolz der Armeefliegerkorps, neun Personen ihr Leben verloren haben.

— **Washington, D. C. Der Hinweis** des Präsidenten auf die Tatsache, da sein Gerichtsreformprogramm jetzt trotz der Ablehnung seines ursprünglichen Vorschlags verwirklicht worden ist, hat den Bundessenator William E. Borah zu einer gegenteiligen Kundgebung veranlaßt. Er erklärte, das Bundesobergericht habe „furchtbare Irrtümer" begangen, jedoch seien seine Entscheidungen nicht so revolutionär wie in andern kritischen Zeitläuften gewesen, und er sei überzeugt, daß mit der Zeit alle ernsten Irrtümer wieder berichtigt werden würden.

Auch der demokratische Senator Burke von Nebraska schloß sich der abfälligen Kritik Borahs an.

Die
Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House,
Winnipeg, Man., Canada,
H. Neufeld, Editor.

Erscheint jeden Mittwoch.

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:
Rundschau Publishing House
672 Arlington St.,
Winnipeg, Man., Canada

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1. Kurze Bekanntmachungen und Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.
2. Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen auch den der alten Poststation an.
3. Weiter ersuchen wir unsere Leser dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch das Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.
4. Berichte und Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter und nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

Kurzgefaßter Bericht mit den angenommenen Resolutionen der 9. Vertreter - Versammlung abgehalten am 14.—15. Juli im Bethause der M. G. in Tofield, Alta.

Die Versammlung leitet Br. Dav. Heidebrecht, Lindbrook mit Lied aus Glaubenstimme 330 und Gebet ein und hält an Hand von Matth. 8, 23—27 eine kurze inhaltreiche Ansprache. Ein Jugendchor begrüßt die Vertreter Versammlung ebenfalls mit dem Liede „Gott grüße Dich."

Die formelle Begrüßung und Eröffnung erfolgt nun vom Vorsitzenden des P. K., worauf die Wahlen des Präsidiums, der Schreiber und der notwendigen Kommissionen vorgenommen werden.

Zu Vorsitzenden werden gewählt: A. G. Martens, Crowfoot und Jacob B. Janz, Coaldale.

Man hört zuerst die Berichte des P. K. über seine Arbeit an und einigt sich zu folgender Resolution:

1. Die Versammlung nimmt den Bericht des P. K. über seine Arbeit zur Kenntnis, dankt den Brüdern für den Dienst und bittet sie sich durch stattgefundene Enttäuschungen nicht entmutigen zu lassen. Die Arbeit war nicht vergeblich. **Weiter beschließt die Versammlung wie folgt:**

1. Die Distriktmänner werden dringend aufgefordert doch die schriftlichen Anfragen des Komitees zu beantworten, auch wenn es nur in unvollkommener Weise geschehen kann.

2. Das P. K. wird beauftragt in seinen Bemühungen, einen regeren Kontakt mit den Distrikten herzustellen, nicht zu ermüden, sondern alle gangbaren Wege und zur Verfügung stehenden Mittel auszunützen, die Distrikte zu besuchen und auch brieflich mit ihnen zu verkehren.

3. Die Versammlung dankt den Reisepredigern für die Besuche der abgelegenen Gruppen und für die Bemühungen auch in Fragen, unserer Provinzialen Organisation betreffend, aufklärend zu wirken. Wir bitten die Reiseprediger um ihre weitere Mithilfe in dieser Richtung.

4. Die Versammlung bedauert es, daß sich an der Provinzialsteuer noch nicht alle Distrikte beteiligen. Wir bitten die Distriktmänner dieser Distrikte in brüderlicher Weise dieser ihrer Pflicht doch nachzukommen und diese Steuer einzusammeln. Den Distrikten, die sich solange in vorbildlicher Weise an unserer gemeinsamen Sache beteiligt haben, dankt die Versammlung und bittet sie so fortzufahren und dann auch die laueren Nachbardistrikte anzuspornen, ihre Einstellung zu ändern und mitzuarbeiten.

5. In der Unterhaltung der Geisteskranken beauftragt die Vertreter Versammlung das P. K. so fortzufahren. Außerdem wünscht die Versammlung, daß aus der Kasse $50 für die Reiseschuld der Minna Harder an die Board geleitet werden.

Von Br. Aron A. Töws, Namaka wird ein Vortrag vorgelesen auf das Thema: Die wirtschaftliche Lage unserer Siedler in Alberta. Folgende Resolution wird hierzu angenommen:

2.) Die Versammlung dankt Br. Aron Töws für seinen Vortrag, der mit großem Interesse angehört und sehr rege besprochen wurde und ruft allen unseren Farmern, die es schwer haben, die in der Gefahr stehen, den Mut zu verlieren, zu den gegenwärtigen Verhältnissen alles dran zu setzen, sich wenn eben möglich auf der Farm zu behaupten und im Aufblick zu Gott seine Wirtschaft gut zu besorgen. Mit denen, die wirtschaftlichen Erfolg zu verzeichnen haben, die vorwärts gekommen sind, freuen wir uns mit und rufen diesen zu in ihrem Fortschritt doch bei der biederen mennonitischen Lebensweise zu bleiben und sich nicht zu sehr dem höheren anspruchsvolleren Lebensstandard der Nachbarn anzupassen, da sonst die Gefahr besteht, daß wir die verschiedenen Kreditmöglichkeiten hierzu Lande zu sehr ausnutzen, viel Schulden machen und schließlich abgehalten werden und uns an der Hilfsarbeit an unseren eigenen Glaubensgenossen reger zu beteiligen. Wir wollen auch in unseren Wirtschaftsbestrebungen nach dem Grundsatz handeln: Trachtet aber am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.

Die Siedlungsarbeit, über die Br. Dan. Janzen berichtet, wird nun als besonderer Punkt aufgenommen und folgende Resolution angenommen:

3.) Nach längerer Durchsprache der Siedlungsfrage kommt man zur folgende Stellungnahme:

1. Die Versammlung ist mit Stimmenmehrheit dafür, daß das P. K. die Siedlungsarbeit nicht niederlegen soll, trotz der entmutigenden Erfahrungen des letzten Jahres.

2. Das P. K. wird beauftragt, die Möglichkeiten bei Irma nochmals eingehend bekannt zu machen.

3. Da das im vorigen Jahr assignierte Geld nicht ausgegeben ist, beschließt die Vertreter Versammlung das P. K. zu beauftragen auf billigstem Wege den Landsuchern eine persönliche Besichtigung des Landes bei Irma auf Rechnung der Prov. Kasse noch in diesem Sommer zu ermöglichen.

Ferner berichtet Aelt. David Töws über die Arbeit der Board. Man nimmt hierzu wie folgt Stellung:

4.) Die Vertreter Versammlung hört den Bericht von Aelt. D. Töws über die Arbeit der M. B. of Col. im verflossenen Jahr mit Interesse an. Man ist dankbar dafür, daß der Herr unserem Vorsitzendem der Board soweit wieder die Gesundheit geschenkt hat, daß er sich wieder voll und ganz dem Hilfswerk für unser Volk widmen konnte. Es ist auch im letzten Jahr wieder viel Arbeit getan worden für die Armen hier in Kanada und auch etwas Hilfe geleistet worden für die Notleidenden in Rußland, soweit die Mittel und die Verhältnisse in Rußland es gestatteten.

Wir anerkennen voll und ganz die Arbeit unserer Vordermänner für das leibliche und geistliche Wohl unseres Volkes in der Vergangenheit und auch in der Gegenwart, sowohl hier in Kanada, in U.S.A. und auch in Uebersee. Möchte der Herr den Mut und die Hand unserer Brüder auch weiterhin stärken und sie geschickt machen zu jedem guten Werk.

Auch die Arbeit von Br. B. H. Unruh in Deutschland wird geschätzt und wir sind dafür, daß wir auch weiterhin aufkommen wollen für den Unterhalt dieser Hilfsstelle unseres Volkes, soweit unser Anteil daran in Betracht kommt.

In der weiteren Folge hört die Versammlung den Bericht des Kollekteurs Br. C. F. Klassen an, worauf eine lebhafte Aussprache über die Reiseschuldfrage, eingeleitet durch Br. Aron Töws, folgt. Die Resolution hierüber lautet wie folgt:

5.) Nach Anhören des Berichtes von Br. C. F. Klassen und reger Durchsprache der Reiseschuldfrage und Boardsteuer nimmt die 9. Vertreter Versammlung Stellung wie folgt:

1. Wir sind dankbar, daß wir in der Board eine Zentrale haben, wo viele Fäden unseres Volkslebens zusammenlaufen und von wo aus wir nach allen Seiten hin vertreten werden. Wir sind froh, daß die Board ein wachsames Auge hat und Gruppen unseres Volkes oder Einzelfamilien, die in Not geraten, mithilft, soweit die Mittel es erlauben. Der Herr möge die Geber dieser Mittel, besonders aus U. S. A. reichlich segnen.

2. Wir bekennen, daß wir die Board nicht immer genügend unterstützt haben, wie moralisch so auch materiel und beschließen, es in Zukunft besser zu machen. Für das Jahr 1939—40 nehmen wir die 50 Cent Steuer, zum Unterhalt der Kanzelei der Board, für alle arbeitsfähigen Personen von 16—60 an und wollen sie sofort nach der Ernte eintragen.

3. Was die Reiseschuld angeht, so darf man mit Genugtuung konstatieren, daß die riesige Summe derselben von $1,800,000 Stammesschuld allmählich kleiner wird. Sind bis jetzt schon $1,200,000 an der Reiseschuld gezahlt worden. Und die Abtragung des Restes scheint auch nicht aussichtslos zu sein, wenn erst alle den guten Willen haben werden, dieselbe um jeden Preis möglichst bald abzuzahlen. Wir fordern darum alle säumigen Zahler ernstlich auf, doch ihr Möglichstes zu tun, in diesem Jahr ihren Verpflichtungen nachzukommen, zumal die Ernteaussichten durchweg sehr gut sind. Wir sind es Gott, uns selbst und unseren Vertrauungsmännern, die einmal für uns gut gesagt haben, schuldig und wir sollten nicht eher ruhen, bis auch der letzte Rest der Reiseschuld abgetragen ist. In Fällen, die nach unserem Dafürhalten aussichtslos sind, daß die Schuld bezahlt werden kann, wollen wir als Gesellschaft und als Gemeinden, alle insgesamt gemeinschaftlich vorgehen, Gelder kollektieren und helfen. Wenn wir solche Gesinnung in die Tat umsetzen werden, dann wird Gott unser Volk weiter segnen und zum Segen setzen. Wir erkennen, daß wir als Volk und als Gemeinden moralisch für die ganze Schuld vor Gott und vor der C. P. R. verantwortlich sind. Darum wollen wir uns gegenseitig zur Abtragung der Schuld ermahnen. Die Gemeinden werden gebeten mitzuhelfen, daß diejenigen, die böswillig nicht zahlen wollen zur Erkenntnis dieser ihrer sündhaften Stellung kommen und sich bessern. Der Herr helfe uns allen.

Die Provinzialsteuer wird wieder auf 60 Cents pro Person von 16—60 festgesetzt. Die Rückstände, die in manchen Distrikten ziemlich hoch sind müssen von den betreffenden Personen oder vom Distrikt beglichen werden. Wo völlige Zahlungsunfähigkeiten, verursacht durch Armut oder Arbeitsunfähigkeit vorliegt wird dem P. K. nach eingehender Prüfung und Vereinbarung mit dem betreffenden Distrikt das Recht zuerkannt, Rückstände zu streichen.

Auch werden die Distriktmänner gebeten, bei Umzug v. Familien die von denselben treffenden Steuern einzukassieren. Sollte dieses nicht möglich sein, so ist es ihre Aufgabe, dem Distrikt, wohin d. Familie geht, die ausstehende Rechnung zu melden. **Dieses muß auch dem P. K. berichtet werden, damit auch da in den**

Rechnungen der Distrikte die Veränderung gemacht werden kann.

Die Umwahl des P. K. ergibt folgendes Resultat: Vorsitzender Br. Aron A. Töws, Namaka, Gehilfe H. H. Siemens, Countess und Sekretär Kassenführer Gerh. Friesen, Gem.

Von den Berichten vom Ort wird nur der Bericht von Blue Ridge, welche zum ersten mal durch zwei Brüder vertreten sind, angehört. Es wird ein schriftlicher Bericht von Br. Gerh. Kröger vorgelesen. Ihm werden dann noch verschiedene lebenswichtige Fragen gestellt, die er zufriedenstellend beantwortete. Hierzu wird folgende Resolution von Br. B. B. Janz vorgeschlagen und angenommen.

6.) Die Vertreter Versammlung nimmt mit großem Interesse den Bericht der Vertreter von Blue Ridge zur Kenntnis, erkennt die Versäumnisse dieser Pioniersiedlung gegenüber, geistlich und wirtschaftlich. Wir sind froh, die Delegaten in unserer Mitte zu haben. Die Vertreter Versammlung grüßt alle Väter und Mütter, grüßt die Jugend und die Kinder sämtlich, ordnet an, daß P. K. die Lage in Blue Ridge im Auge halte und beistehe, soweit möglich, daß weiter die Predigerversammlung in Alberta den Besuch von Blue Ridge ausführe, ferner die Delegaten daheim die Gruppen und Gemeinde veranlassen, mit der Tat den Pionieren beizustehen.

Die Vertreter Versammlung dankt den Brüdern von Blue Ridge für ihr Erscheinen und beschließt ihnen die Reiseunkosten aus der Kasse zu erstatten und auch sofort eine Kollekte zu erheben, damit die Ansiedlung ihren 34 Kindern ein Kinderfest veranstalten kann. Die Kollekte ergibt $21.00

Die nächste Vertreter Versammlung wird auf die schriftliche Einladung von Vauxhall hin nach diesem Ort bestimmt. Die Bestimmung der Zeit wird dem P. K. mit dem betreffenden Ort überlassen.

Br. D. Heidebrecht, Lindbrook schließt die 9. Vertreterversammlung der menn. Siedler Albertas mit Verlesen der Schriftabschnitte Ebr. 13, 8 und Joh. 2, 5 und Lied: Es eilt die Zeit und Gebet.

Am darauffolgenden Sonntag, den 16. Juli, Nachmittag gaben Br. B. B. Janz einen ausführlichen Bericht über die Anfänge der Auswanderung aus Rußland und Aelt. David Töws über die Einwanderung in Kanada. Wir sind daran erinnert worden, wie Gott so wunderbar über uns gewaltet hat, hat Türen geöffnet, die verschlossen waren und hat 21 000 Mennoniten die Möglichkeit gegeben, nach Kanada zu kommen. Und diesen Gott sollte ich nicht ehren und seine Güte nicht verstehen, noch mich nicht von seiner Güte leiten lassen? Den Männern nicht danken, die er als Werkzeuge brauchte? Und die Versprechungen (Gelübde), die wir machten, nicht einlösen? Wäre das nicht Undank unsererseits? Sind ihrer nicht zehn rein geworden, wo sind aber die neun? Zählst du dich unter die neun, oder unter dem einen, der umkehrte und Gott die Ehre gab?

Mit freundlichem Gruß an alle Mitarbeiter für das Wohl unseres Volkes.

Das Prov.-Komitee von Alta.

Unterhaltung.

Janzen. Guten Morgen Bruder Penner! Warum kamst du nicht zur Jahresversammlung?

Penner. Danke Bruder Janzen. Was für eine Jahresversammlung meinst du?

Janzen. Bist doch ein Glied des Vereins für gegenseitige Unterstützung und weißt von nichts?

Penner. Ja, ich war mal ein Glied, aber der Verein funktioniert nicht mehr.

Janzen. Beweise mir das, Penner, du plapperst da was in den Wind hinein, grade so wie viele es machen, und weißt gar nicht, wie es damit steht. Am 14. Juli war die Jahresversammlung unseres Vereins in Plum Coulee, und die Beratung war wirklich gut und viel versprechend.

Penner. Ist das so? Mir wurde schon vor 2 Jahren erzählt, daß der Verein bankrott sei, und deswegen zahlte ich nicht mehr.

Janzen. Deswegen haben sich denn wohl so viele unserer Glieder zurückgezogen! Was denkst du, wenn unser Verein $2933.47 Bargeld in der Canadian Bank of Commerce hat, und 150 treue Glieder, ist der dann bankrott?

Penner. Ist das so, Janzen?

Janzen. Das ist so. Den Kassenbericht habe ich selbst gehört, und hier schau mal, dies sind meine Notizen von der Beratung. Wir waren uns alle einig, mehr Glieder zu sammeln, um die Unterstützung zu vergrößern. Es wurde angeregt, daß wir uns alle mehr daran beteiligen sollten und neue Glieder werben. Es wurde auch beschlossen, daß am 26. Juli eine Direktorenversammlung in Gretna stattfinden soll, und heute erzählt mir Direktor Enns, daß ein reisender Agent angestellt wird, um neue Glieder zu sammeln.

Penner. Wenn es sich so verhällt, dann will ich wieder Mitglied sein, aber wie geh ich das an?

Janzen. Sehr einfach, schicke deinen Rückstand an unseren Kassenführer, A. L. Friesen, oder wenn du als neues Glied willst aufgenommen sein, dann schicke $3.00 mit deiner Applikation und fertig ist die Sache.

Penner. Das will ich tun, und werde es auch gleich besorgen, denn wer weiß, ob Morgen noch eine Gelegenheit dazu ist. Was ist doch die richtige Adresse?

Janzen. Schicke all deine geschäftlichen Angelegenheiten an Mutual Supporting Society, Gretna, Man.

Penner. Ich will auch gleich an's Werk gehen und neue Glieder werben, es würde ein kleines sein, 300 neue Glieder zu werben, wenn wir alle für unsern Verein arbeiten; und die $3.00 kann ein jeder aufbringen. Die Hauptsache ist, daß wenn der Brotversorger in der Familie stirbt, die schwer betroffene Familie dann eine systematische Unterstützung bekommt.

Todesnachricht.

(Forts. von Seite 3)

um die Freunden besorgt, die sie mit viel Mühe hineintrugen.

Der Fall verursachte ihr schwere Verletzungen, doch niemand von uns erwartete, daß noch schlimmeres folgen würde. Sie selber wünschte, daß wir einen Knochenarzt rufen sollten. Der Arzt kam auch sogleich, während sie noch auf dem Fußboden saß und mit Kissen gestützt war. Es waren ihr wohl keine Knochen gebrochen, aber sie hatte sich sehr schwer verletzt. Als wir sie gebettet hatten, klagte sie über große Mattigkeit. Bald darauf folgte ein schwerer Blutsturz. Der Doktor wurde herbeigerufen; er stellte fest, daß Mutter einen Schlaganfall gehabt habe. Ihr Zustand verschlimmerte sich sehr rasch. Nur wenige Minuten später verlor sich die Stimme. Die letzten Worte durften wir Töchter noch mit der lieben Mutter wechseln. Mit sehr schwacher Stimme hinterließ sie uns das Zeugnis, daß der Herr Jesus bei ihr sei, dann verschlimmerte sich der Blutsturz. Ja, es war schwer anzusehen, wie sie so schwer leiden mußte. Eine zeitlang zurück, sprachen wir über diesen Gegenstand und fragten sie ob es auch weise sei, sie allein zu lassen und wie wir das denn tragen sollten, falls dieses an ihr geschehen könnte. Sie sagte, wir sollten uns nur keine schwere Gedanken machen. Sie wußte, daß sie einen Heiland habe, und ihr sei auch im geringsten nicht bange. Sie war unter dem Versönungsblute Jesu Christo.

Noch am selben Tage, des Morgens,

(Schluß auf Seite 10.)

Das Lied einer großen Liebe.

Fl. L. Barclay

(Fortsetzung.)

Jane fragte sich, was wohl das Richtige zu tun sei bei einer derartigen Begegnung, wenn der Doktor sich weder selbst setzte, noch die Krankenschwester zum Sitzen aufforderte. Nach einer geraumen Weile, während welcher sie geduldig stehen geblieben war und zugesehen hatte, wie das Strohhälmchen immer kleiner wurde und schließlich ganz verschwand, nahm Doktor Robert Mackenzie wieder das Wort und sagte: „Also Sie sind angekommen, Schwester Gray?"

„Der Geist eines Schotten muß allerdings sehr langsam arbeiten," dachte Jane bei sich; doch war sie nicht wenig dankbar, daß in dem Ton, in dem der Doktor gesprochen hatte, eine widerstandslose Annahme ihrer Persönlichkeit lag. Derrick hatte recht und sie fühlte sich sehr erleichtert, daß sie den sonderbaren kleinen Menschen nicht in ihr Vertrauen ziehen mußte in bezug auf die an Garth zu praktizierende Täuschung.

„Ja, Herr Doktor," erwiderte sie daher nur.

Wieder entstand eine Pause. Ein Ueberbleibsel von dem Strohhalm kam zum Vorschein und verschwand dann wieder, ehe Mackenzie fortfuhr: „Ich bin froh, daß Sie hier sind, Schwester Gray."

„Ich auch, Herr Doktor," sagte sie ernst. Beinahe erwartete sie, der Herzogin Beifallsbezeugungen zu hören. Die kleine Komödie spielte sich ganz programmäßig ab.

Mit einem Male merkte sie, daß Doktor Mackenzies Gedanken in den letzten Minuten abgeschweift waren, und es dauerte ein Weilchen, ehe er wieder bei der Sache war.

„Wenn ich recht verstehe," sagte er endlich, „so sind Sie mehr für die geistige als für die körperliche Pflege unseres Patienten engagiert. Sie brauchen sich nicht die Mühe zu geben, mir Näheres zu erklären. Sir Derrick Brandt hat die Anordnung getroffen, daß eine Schwester eingestellt werden müsse, die dem Amt einer Gesellschafterin und einer Sekretärin vorstehen kann, und ich bin völlig mit seiner Wahl einverstanden."

Jane verneigte sich, konnte aber nicht umhin, sich vorzustellen, wie die Herzogin sich schütteln würde vor Lachen, wenn sie ihrer Unterredung mit dem Doktor beiwohnen könnte.

„Ich denke, was die Behandlung betrifft, werde ich nicht viel hinzuzufügen haben," bemerkte Doktor Mackenzie weiter. „Sir Derrick Brandt hat Ihnen gewiß seine Anordnungen gegeben. Die Hauptsache ist, daß Sie den Patienten dazu bringen, wieder Interesse an der Außenwelt zu gewinnen. Für Leute, die plötzlich erblinden, liegt eine große Versuchung darin, sich völlig in ihre Innenwelt zu verschließen und mehr in der Vergangenheit und in ihren Erinnerungen und Einbildungen zu leben als in der Gegenwart."

Jane hörte gespannt zu. Wer weiß, ob sie nicht viel mehr Nützliches von dem kleinen Schotten lernen konnte, als sie gedacht hatte, wenn es ihr nur gelang, seine Aufmerksamkeit zu fesseln!

„Ja?" sagte sie. „Bitte, sagen Sie mir noch etwas mehr."

„Das ist unsere gegenwärtige Schwierigkeit mit Herrn Dalmaine. Es scheint ganz unmöglich, ihn für die Außenwelt zu interessieren. Er will keine Besuche empfangen, noch erlauben, daß man ihm die eingelaufenen Briefe vorliest. Zuweilen vergehen Stunden, ohne daß er ein Wort spricht. Wenn Sie ihn nicht mit mir oder seinem Diener reden hören, können Sie auf den Gedanken kommen, er habe nicht nur das Augenlicht, sondern auch das Gehör und die Sprachfähigkeit verloren. Sollte er den Wunsch äußern, allein mit mir zu sprechen, wenn Sie bei ihm sind, so verlassen Sie nicht das Zimmer, sondern ziehen Sie sich nur ein wenig zurück. Ich möchte, daß Sie mit eigenen Ohren hören, daß er sich ganz gut aufraffen kann, wenn er will. Wie gesagt, Ihre Hauptaufgabe, Schwester Gray, besteht darin, daß Sie ihm helfen, das Leben wieder aufzunehmen, und zwar für Tag — allerdings das Leben eines Blinden, aber damit durchaus nicht notwendigerweise ein untätiges Leben. Nun die Gefahr vorüber ist, daß die Wunden sich entzünden können, kann er aufstehen, im Zimmer umhergehen und sich mittels des Gehör- und Tastsinnes zurechtfinden lernen. Er war Künstler von Profession, und wenn es auch leider mit dem Malen vorüber ist, so gibt es doch eine Menge anderer Künste, die er betreiben kann trotz seiner Blindheit."

Er hielt einen Augenblick inne; dann schien ihm ein guter Gedanke gekommen zu sein, und er fragte rasch: „Kann er Klavier spielen?"

Jane war jedoch sogar gegen Ueberrumpelungen auf der Hut und antwortete ruhig: „Sir Derrick hat nichts davon erwähnt, ob Herr Dalmaine musikalisch ist oder nicht."

„Gut, dann müssen Sie es eben herausfinden," erwiderte Doktor Mackenzie. „Nebenbei gefragt, Schwester Gray, spielen Sie?"

„Ein wenig," versetzte Jane.

„Gewiß singen Sie auch ein wenig?" fragte er weiter.

Jane nickte.

„In diesem Falle rate ich Ihnen ganz energisch, liebes Fräulein, daß Sie Herrn Dalmaine weder ein wenig vorspielen noch ein wenig vorsingen," fuhr der Doktor fort. „Wenn ein Mensch sehen kann, wird er allenfalls ertragen, wenn Leute, die ein wenig spielen können, ihm zeigen, wie wenig das ist, weil er herumschauen und an anderes denken kann. Bei einem Blinden, der obendrein Künstler ist und ein ungewöhnlich empfindsames Nervensystem hat, darf man ein solches Experiment nicht wagen. Er könnte darüber verrückt werden. Es tut mir leid, unhöflich zu erscheinen, aber das Wohl eines Patienten muß in erster Linie berücksichtigt werden."

Jane lächelte. Doktor Rob gefiel ihr allmählich ganz gut.

„Ich werde mich hüten, Herrn Dalmaine vorzuspielen oder vorzusingen," sagte sie freundlich.

„Gut," erwiderte Dr. Mackenzie, „eins aber können Sie mit der Zeit versuchen. Wenn er einmal eine recht gute Stunde hat, so führen Sie ihn ans Klavier und setzen Sie ihn auf einen Stuhl, auf dem er sich vollkommen sicher fühlt. Hören Sie, es darf ja nicht eins von den neumodischen Dingern sein, die sich drehen, sobald man irgendeine Bewegung macht. Machen Sie einen kleinen Einschnitt an die Klaviatur, so daß er leicht das mittlere C findet. Dann lassen Sie ihn sein übervolles Herz ausschütten und das, was ihn die ganze Zeit über bewegt hat, in Tönen zum Ausdruck bringen. Sie werden sehen, das wird ihn stundenlang beschäftigen und ihm wohltun. Die Hauptsache ist, daß er leicht das mittlere C findet — die andern Noten werden ihm dann keine Schwierigkeiten machen. Wenn er einmal am Flügel orientiert ist, wird er das Augenlicht beim Spielen gar nicht so sehr vermissen. Nicht schlecht für einen Schotten, nicht wahr, Schwester Gray?"

Aber Jane konnte nicht lachen, obwohl sie wieder das Gefühl hatte, als höre sie im Hintergrund die Herzogin lachend Beifall klatschen. Es war ein zu trauriges Bild für Jane, wenn sie sich ihren blinden Garth vorstellte, wie er am Flügel saß, den schönen Kopf über die Tasten gebeugt und nach dem kleinen Einschnitt suchend, den sie mit eigener Hand unter dem mittleren C anbringen sollte. Wie verabscheute sie momentan den kleinen, herzlosen Mann, der sich auf Garth Dalmaines Kosten lustig machte.

„So," sagte Dr. Mackenzie unerwartet, „das nächste ist nun, daß ich Sie bei dem Patienten einführe, Schwester Gray."

Jane fühlte, wie ihr alles Blut aus dem Gesicht wich und nach dem Herzen flutete, so daß es beinahe hörbar klopfte. Sie hielt sich jedoch fest auf den Füßen und wartete.

Dr. Mackenzie klingelte, und als Simpson kam, bestellte er ein Glas Sherry und etwas Biskuit.

„Der widerwärtige Mensch," dachte Jane bei sich. „Schon um elf Uhr morgens."

Dr. Mackenzie tat, als nähme er gar keine Notiz von ihr, sondern schaute aufmerksam zum Fenster hinaus und drehte seinen rötlichen Schnurrbart.

Nachdem Simpson das Gewünschte gebracht und wieder verschwunden war, goß Dr. Rob ein Glas Sherry ein, zog einen Stuhl an den Tisch und sagte: „So, Schwester, jetzt setzen Sie sich und trinken Sie das!"

„Ich bin dergleichen gar nicht gewöhnt," protestierte Jane, „ich trinke nie etwas."

„Daran zweifle ich nicht," erwiderte der Doktor. „Heute müssen Sie aber eine Ausnahme machen — also verlieren Sie die kostbare Zeit nicht in nutzlosen Erörterungen. Sie haben eine lange Nachtfahrt hinter sich, und droben wartet ihrer ein sehr trauriger Anblick, der wohl dazu angetan ist, das Nervensystem zu erschüttern. Die Unterredung mit mir wird Ihnen auch nicht leicht gewesen sein, besonders nachdem Sie dreiundzwanzig und eine halbe Minute gestanden haben. Ich stehe immer, wenn ich mit jemand zu sprechen habe, und ich kann es nicht leiden, wenn meine Zuhörer es sich dann allzu bequem machen. Ich habe den Eindruck, sie hören besser, wenn sie stehen. Glauben sie mir, Schwester Rosemary Gray, Sie werden sich viel frischer fühlen, wenn Sie das Glas Sherry getrunken und sich ein paar Minuten lang ausgeruht haben."

Jane gehorchte gerührt und beschämt. Trotz allem schlug also ein wohlwollendes und gütiges Herz unter der alten Plüschweste, und es war ein scharfes Verständnis von Menschen und Dingen, ungeachtet des etwas unangenehmen Aeußeren, vorhanden. Während sie den Wein trank und Biskuit dazu aß, fand er reichlich Beschäftigung am anderen Ende des Zimmers, wo er mit einem seidenen Taschentuch das Fenster abrieb und die Arbeit mit einem leisen Gebrumm begleitete. Er schien ihre Gegenwart ganz vergessen zu haben; aber im selben Augenblick, als sie das leere Glas hinstellte, drehte er sich um und sagte, indem er ihr die Hand auf die Schulter legte: „Kommen Sie nun mit hinauf, Schwester. Sprechen Sie aber für den Anfang so wenig wie möglich. Bedenken Sie, daß jede neue Stimme, die in die tiefe Stille dieser stockfinsteren Nacht hineindringt, dem Patienten eine namenlose Qual bereitet. Sprechen Sie also wenig und leise, und möge Gott, der Allmächtige, Ihnen Takt und Weisheit geben!"

Es war etwas Würdevolles in der kleinen, eigentümlichen Gestalt, die vor Jane herging. Während sie folgte, spürte sie deutlich, daß sie sich innerlich auf ihn stützte und sich durch seine Gegenwart gestärkt fühlte. Sein Schlußwort, das ihr beinahe wie ein Gebet klang, gab ihr neuen Mut. „Möge Gott, der Allmächtige, Ihnen Takt und Weisheit geben," hatte er gesagt, ohne zu ahnen, wie sehr sie dessen bedurfte. Mit festem, aber geräuschlosem Schritt folgte sie Doktor Mackenzie in das Zimmer, wo Garth hilflos, blind und entstellt lag.

Neunzehntes Kapitel.

Die Stimme in stockfinsterer Nacht.

Der dunkle Kopf auf dem Kissen — das war alles, was Jane im ersten Augenblick sah, und zwar sah sie ihn im Sonnenlichte.

Unwillkürlich hatte sie sich vorgestellt, Garth liege in einem dichtverhangenen Zimmer, denn sie hatte gar nicht daran gedacht, daß Licht und Finsternis ein und dasselbe für ihn waren, und daß es durchaus nicht nötig war, den Sonnenschein auszuschließen mit seiner Heil-, Reinigungs- und Neubelebungskraft.

Er hatte verlangt, daß man ihm das Bett in die am weitesten von Tür, Kamin und Fenstern entfernte Ecke stelle — mit der linken Seite gegen die Wand, so daß er letztere mit der Hand betasten könne und sich vor den Blicken irgendeines Unberufenen geschützt wisse. So lag er gerade und drehte sich auch nicht um, als sie ins Zimmer traten.

Wie gesagt, Jane sah zuerst nichts als den lieben dunklen Kopf — dann den rechten Arm und die hilflos auf der Bettdecke liegende schmale weiße Hand.

(Fortsetzung folgt.)

— **Oklahoma City. John M. Stuart,** ein früherer Bundes-Geheimdienst-Agent, der anwesend war, als Präsident McKinley ermordet wurde, verschied hier im Alter von 76 Jahren.

Der faule Apfel

Eine Erzählung für die Jugend von P. K. Martens.

Es war ein schöner Sonntagmorgen. Die milde Luft wogte die in den Aehren stehende Saaten auf und ab. Die Familie Schmidt, die sämtlich morgens zur Stadt in die Kirche gefahren war, erfreute sich beim Heimfahren an Gottes Natur, und als die neue Ford auf dem Hofe hielt, schaute Frau Schmidt auf den großen Kirschenbaum, dessen Aeste mit rotbackigen Kirschen sich ihr entgegen neigten. „Bald, bald sind die Kirschen reif, Martha", sagte sie zu der ihr an der Hand folgenden siebenjährige Tochter."

„Lang' mir einmal eine her!" bat Martha.

„Nein, Kind, noch sind sie nicht reif, sie möchten dir mehr schaden als gut tun".

Ohne auf der Mutter Warnung zu gehorchen, sprang sie in die Höfe, erfaßte einen Zweig mit der rechten Hand, pflückte einige Kirschen mit der linken und führte sie zum Munde.

„Tust du jetzt practisieren, was du heute Mergen in der Sonntagschule gelernt hast, Martha?" fragte Frau Schmidt in mildem, mahnenden Tone.

„Was meinst du damit, Mama?"

„Ich möchte wissen, ob du damit, daß du die Kirschen issest, die ich dir sagte, schlechte Folgen haben könnten, tust wie Susie Martens, deine S. S. Lehrerin, die dich heute in der Sonntagschule belehrt hat?"

Martha hielt einige hübsche, halfreife Kirschen in der Hand und dachte nach. Nun fiel ihr ein, daß in der Geschichte von Joseph, die sie am Morgen in der Sonntagschule gehabt hatten, sie über Gehorchen und Folgen gesprochen hatten, und nun schämte sie sich, daß sie gegen der Mutter Gebot gehandelt hatte; sie drehte die Kirschen noch einige Male in der Hand herum, hielt sie bei den Stengeln als ob es ihr schwer fiel, sich von ihnen zu trennen. Sie schaute auf die Mutter und dann wieder auf die Kirschen, schließlich drehte sie sich von der Mutter fort und warf die Kirschen ins Gras, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Die Mutter schmunzelte und bewies damit, daß sie sich zu ihrem folgsamen Kinde freute und begab sich ins Haus, während Martha nach den Blumen lief.

Während Frau Schmidt in der Küche mit der Mahlzeit beschäftigt war, kam der Vater und der zwölfjährige Georg herein. Der Vater nahm den Schaukelstuhl im Eßzimmer ein. Bald kam auch Martha summend durch die Tür, eilte mit einer hellroten Rose auf den Vater zu und hielt sie ihm zum Riechen hin.

„Wie die aber so schön riecht; Papa, wie bekommt die Rose den Geruch"? fragte sie.

Der Vater nahm nun all seine bothanische Wissenschaft zusammen und erklärte seiner Tochter das Entstehen des Geruchs der Blumen und fügte dann hinzu: „Alle gehorsamen Kinder riechen ebenso schön wie diese Rose".

Martha dachte etwas nach und sagte dann: „Papa, riecht deine Martha dir schön?"

Er zog sie an sich und sagte: „Ja, wenn Martha gut ist, dann riecht sie Mama und Papa schön".

„Papa," sagte sie auf ihren Füßchen vor ihm hüpfend, „du sagst, Georg und ich sollen nicht über einander klagen; sieh einmal, was Joseph tat. Wenn der nicht über seine Brüder zu Vater Jakob geklagt hätte, dann wären sie ihm nicht böse geworden, und dann hätten sie ihn nicht verkauft und Joseph wäre nicht ins Gefängnis gekommen. Das war doch nicht schön von Joseph?" setzte sie fragend hinzu.

„Was hat Susie Martens euch darüber in der Klasse gesagt?" forschte der Vater.

Martha stotterte etwas, hüpfte wieder vor dem Vater, während sie ihn an den Händen hielt und dann sagte: „Sie sagte, wir sollten es den Eltern sagen, wenn die Brüder Böses tun."

„Das ist richtig", nickte der Vater.

Nun kam auch Georg ins Eßzimmer und bat, ob er nachmittag zu Franz Lohrenz gehen dürfte.

„Papa, Papa" fiel nun Martha ein, „darf ich dir etwas von Lohrenz Arthur sagen?"

„Ist es etwas Gutes oder Schlechtes, was du von Arthur zu sagen hast", fragte der Vater.

Martha legte ihre kleine Hand auf den Mund als wollte sie denselben vom Sprechen zurück halten, schaute dann ihren Vater freundlich nachdenkend ins Gesicht, als ob sie entscheiden wollte, was sie sagen wollte, setzte dann ihrem linken Zeigefinger ans Kinn und sagte kopfnickend: „Es ist etwas sehr Schlechtes."

Beide, der Vater und Georg, hatten sie freundlich angeschaut, dann sagte der Vater: „Wenn es etwas Schlechtes ist, dann darfst du's sagen."

„Ich hörte Arthur ein sehr schlechtes Wort sagen" sprach sie, das Köpfchen von einer Seite auf die andere drehend.

„Was sagte er?" fragte der Vater.

Sie bog sich hinüber zu ihm, faßte seinen Kopf in ihre Hände und fuschelte ihm etwas in's Ohr.

„Hat Arthur das gesagt?" forschte der Vater.

Martha bejahte es kopfnickend.

„Was hat er gesagt?" forschte Georg.

„Sag's ihm nicht, Martha", wehrte der Vater.

Dieses schien den Vater auf Nachdenken zu bringen, daß er schon vorher mit Georg über die Gesellschaft, die er mit einigen Seinesgleichen pflegte und die ihm schon eine Zeitlang nicht gefallen hatte.

„Martha", rief jetzt die Mutter aus der Küche, „setz den Tisch, wir wollen bald essen."

„Was hat Martha schon wieder geklagt?" war Georg neugierig.

Sie hat nichts geklagt, sie hat nur getan was Joseph auch tat, er sagte es seinem Vater, wenn die Brüder Böses taten.

„Georg", nahm der Vater das Wort, während seine Mienen ernst wurden, „mir gefällt deine Gesellschaft nicht, in welche du gehst. Die Buben sind zu grob und zu gottlos. Wenn die zur Sonntagschule kommen möchten, dann würden sie etwas Gutes lernen, aber nun machen sie den ganzen Tag Spektakel und gehen allerhand Dummheiten an. Was ich vorgestern von Klievers Jakob hörte, wie er den alten Onkel Siebert alter Dummerjahn und noch andere Worte schalt, das gefiel mir sehr schlecht; ich meine dir gefällt die „Crowd" auch nicht, Georg?"

Georg war ein guter Junge und hatte gute Manieren. Er ging auch gerne zur Sonntagschule und in die Kirche, wenn die anderen Jungen während der Predigt oder sogar während dem Beten zu einander sprachen oder sich kniffen oder stießen, war Georg nicht dabei. In der Klasse war er aufmerksam, und sein Lehrer liebte ihn und hatte zu den andern Jungen gesagt, sie möchten so sein, wie Georg. Wenn er in der Klasse gefragt wurde, gab er klare Antworten, und wenn er etwas nicht wußte, fragte er. Wenn sich andere Jungens aus der Kirche drängten, trat er zurück in die Bänke und wartete, bis die anderen vorbei waren. Einige seiner Gesellschaft neckten ihn, er sei ein Vater Söhnchen, weil er meistens auf den Vater wartete, wenn er hinaus wollte. Sie hatten ihm auch noch andere Spottnamen beigelegt und nannten ihn oft „Sissy", weil er nicht mit all ihren Ränken mitmachte, doch das schien er nicht zu hören, er liebte die Gesellschaft. Demnach würde er gerne mit andern verkehrt haben, wenn bessere Jungen in der Nähe gewesen wären, aber es gab solche nicht in seiner Nähe, und Kinder wollen nicht immer mit alten Leuten zusammen sein.

„Nein, Papa," sagte er, „ich würde viel lieber mit Jakob Fasts und Peter Janzens Jungens verkehren, aber die sind so weit ab, da kann ich nicht hin. Darf ich nachmittag zu Lohrenz gehen?"

„Ich fürchte, das tut dir nicht gut Georg" sagte der Vater.

(Schluß folgt.)

Neueste Nachrichten.

— **Washington.** Ein soeben vom Budget-Direktor Harold D. Smith bekannt gegebener sämtlichen Kabinettsleitungen und Hilfsagenturen zugegangener und vom 7. August datierter Erlaß des Präsidenten Roosevelt, der zu Erhebungen über wünschenswerte Betriebs-Ersparnisse auffordert, ist in den Kreisen der Sparsamkeits-Apostel im Kongreß, die der Administration bekanntlich in der letzten Zeit schwere Niederlagen beigebracht hat, mit sarkastischen Nebenbemerkungen aufgenommen worden.

Ob die von Roosevelt jetzt erwünschten Ersparnisse hinreichen werden, um das auf "3,500,000,000 bis -5,000,000-000 veranschlagte Jahresdefizit wesentlich herabzusetzen, ist zweifelhaft. Obwohl noch mehr als zehn Monate des neuen Fiskaljahres ausstehen, sind schon jetzt die Ausgaben $500,000,000 höher als die Einnahmen. Die Brutto-Bundesschuld beträgt zur Zeit $40,735,000,000, d.i. $3,450,000,000 mehr als im entsprechenden Zeitraum des Vorjahres.

— **Sofia.** Von zuständiger Stelle wurden hier ausländische Pressemeldungen dementiert, nach denen zahlreiche deutsche und italienische Arbeiter und Soldaten in Bulgarien eingetroffen seien und in den bulgarisch-türkischen Grenzzonen militärische Maßnahmen zur Evakuierung der bulgarischen Grenzbevölkerung getroffen hätten.

Diesen und anderen Behauptungen der ausländischen Presse wird gegenübergestellt, daß bei dem vor kurzem erfolgten Zwischenfall an der türkisch-bulgarischen Grenze, bei dem ein türkischer Soldat verletzt wurde, dieser sich ganz einwandfrei auf bulgarischem Boden befand.

Dagegen wird hier amtlich zugegeben, daß zwei Jahrgänge Soldaten und Offiziere der Rerserve einberufen wurden. Hierbei wird jedoch besonders betont, daß die Einberufung zwecks Einübung mit nenen Waffen erfolgte, und daß die Uebungen der Reservisten nicht an der türkischen Grenze, sondern in den Heimatsbezirken der Einberufenen stattfinden werden.

— **Belgrad.** In gutunterrichteten Kreisen will man wissen, daß Serbien im Fall eines europäischen Krieges strikteste Neutralität wahren will und den Wünschen der Achsenmächte auf Wahrung einer wohlwollenden Neutralität ablehnend gesonnen sei. Im Falle einer wohlwollenden Neutralität könnten die Achsenmächte im Kriegsfalle sich das jugoslawische Eisenbahnnetz zunutze machen und die jugoslawische Industrie und landwirtschaftliche Produktion auswerten. Eine solche Gegebenheit wird angeblich von Prinz Paul als mit der Souveränität seines Landes unvereinbar erachtet.

Prinz Paul soll über diese Fragen während seines kürzlichen Besuches in London mit den zuständigen Stellen verhandelt und die Zusicherung aus London und Paris erhalten haben, daß die beiden Westmächte Jugoslawien in seinen Rechten der Achse gegenüber stützen würden. Der jugoslawische Ministerpräsident ist nach Italien geflogen, um Jugoslawiens Haltung dem italienischen Außenminister oder auch Mussolini selbst zum Ausdruck zu bringen. England und Frankreich sind wegen ihrer Bindungen mit Griechenland, Rumänien und der Türkei an einem strikt neutralen Jugoslawien interessiert.

— **Langley Field, Pa.** Ein Doppelmotor U. S. Armee Bomber, eine sogenannte „fliegende Festung," stürzte am Rande des Langley Flughafens ab und ging in Flammen auf. Die Maschine hatte sich nur zwei Minuten in der Luft befunden, als sich die Katastrophe ereignete. Augenzeugen sagten, daß das Flugzeug plötzlich in Flammen stand. Alle Insassen fanden sofort ihren Tod. Es verlautet, daß sich zwischen sieben Offiziere und Mann an Bord befanden.

Todesnachricht.

(Schluß von Seite 7.)

kam ich zu ihr, die Schwester wusch und Mama machte Nudeln, ganz froh und vergnügt, und ich kam mit einem schweren Herzen zu ihr. Ach, sagte sie, du mußt alles auf ihn werfen. Ich habe einen so großen Heiland und den laß ich nicht, mag kommen was da will, ich klammere mich nur an ihn. Und mögen unsere Gebete auch nicht gleich Erhörung finden; vielleicht erst, wenn wir nicht mehr sind, nur demütig sein und anhalten.

Um Mutter besser behandeln zu können, ließ der Arzt sie ins Hospital überführen. Doch konnte ihr nicht geholfen werden. Nach schwerem Leiden rief der Herr sie Dienstag um halb fünf Uhr morgens zu sich. Unser Trost ist: Sie hat im Glauben beharrt.

Sie wurde den 17. August, 1868, in Pordenau, Süd Rußland, geboren. Mutter brachte die ersten Jahre ihres Lebens dort zu. Bei der Auswanderung im Jahre 1875 kam sie mit ihren Eltern nach Amerika und siedelte hier mit ihnen an. Den 3. Dezember, 1889, trat sie mit unserem Vater, John C. Hiebert, in den heiligen Ehestand. Etwas über dreiundvierzig Jahre hat sie an Vaters Seite stehen dürfen. Vor sechs Jahren ging Vater ihr voran in die Heimat im Licht. Diese Trennung verursachte der Mutter viel Schmerz. Außer dem Vater sind ihr noch zwei ihrer fünf Kinder vorangegangen: vor 17 Jahren starb Franz als junger Mann von 28 Jahren, und vor drei Jahren starb John, wohl beinahe im selben Alter. Besonders schwer war für sie Johns Tod, da er durch eine Gasexplosion fast umkam. Seitdem nahmen Mutters Kräfte sehr ab; aber trotzdem haben wir immer viel Ursache gefunden, mit ihr dem Herrn zu danken.

38 Jahre haht Mutter das Heim bewohnen dürfen, in dem sie mit Schwester Helen die letzten Jahre ihres Lebens zubrachte. Nach all den Stürmen hat der Herr ihr auch noch Stille und Ruhe genießen lassen. An geistlichen Segnungen hat der Herr es in Mutters Leben auch nicht fehlen lassen. Sie wurde als Jungfrau von Aeltesten Aron Wall getauft und in die Mennoniten Gemeinde aufgenommen. Sie hatte viel Genuß am Lesen und Anhören des Wortes Gottes. Auch gereichte es ihr zur großen Freude, andern mitzuhelfen und ihre Bedürfnisse stillen zu können. Krankenbesuche tat sie nicht aus Zwang, sondern aus Liebe und Mitleid. Uns Kindern war sie eine betende Mutter. Sie hat unser fleißig vor dem Thron der Gnade gedacht. Dieser Heiland hat sie sicherlich auch in den letzten Stunden nicht verlassen, als wir alle schon zurückstehen mußten. Die kleine hinterbliebene Familie schaut ihr jetzt nach, bestehend aus zwei Töchtern, Elisabeth und Helen, ein Sohn Nicolej, drei Schwiegertöchter, Eveline Mrs. Nic. Hiebert, Maria, Mrs John Hiebert, Katharine, Mrs. Franc Hiebert, ein Schwiegersohn, Mr. Gerhard Neufeld, 9 Großkinder. Ein Bruder Mr. Gerhard Töws, Dallas, Oregon.

Für dieses Leben ist die liebe Mutter von uns genommen worden; aber Gottlob, es gibt ein Wiedersehen.

Die trauernden Kinder u. Großkinder

— **3 Kinder bei Montreal,** 3 in Quebec, 5 in Ontario, 2 in Sask. ertranken letzten Sonntag.

Neueste Nachrichten.

— Ud. Am 17. Juli 1929 jährte sich zum 21. Mal der Tag, an dem eines der furchtbarsten und ruchlosesten Verbrechen, das die Geschichte kennt, verübt worden war — der Mord des Zaren Nikolaus II., der Zarin, ihrer fünf Kinder und der ihnen bis zum Ende treu gebliebenen Dienerschaft, — im Kellergewölbe des Ipatiew Hauses in Ekaterinburg.

Am 17. Juli 1936, genau Tag für Tag 18 Jahre später, begann in Spanien der siegreiche Befreiungskrieg gegen den von Moskau geleiteten roten Terror... Ist das ein Zufall, oder dürfte man hierin ein Zeichen der höheren Fügung sehen?

Das in Ekaterinburg vergossene, unschuldige Blut ist ungesühnt geblieben; ja die Menschheit hat eigentlich nie ein wahres Verständnis und Mitgefühl für die Opfer dieser entsetzlichen Schandtat gezeigt. Viele Gründe mögen hier mitgespielt haben, die Staatsraison wohl nicht allerletzt... Und wenn heute die ehemaligen Verbündeten im Großen Kriege des Zaren von Rußland, des Mannes der seine Treue den eingegangenen Verpflichtungen mit seinem und seiner Familie Tode besiegelt hat, — wenn heute die Regierungen Englands und Frankreichs schon 120 Tage lang sich vor Stalin erniedrigen und sich ergebnislos um ein Bündnis mit den Moskauer Machthabern bemühen, das ihnen immer nicht „gewährt" wird, — dann möchte man sich wiederum fragen — ist es hier auch ein Zufall?

Wird die Menschheit endlich zur Einsicht kommen, daß man mit der teuflischen Macht Moskaus, deren Ziel nur die Entfachung der Weltrevolution ist, keine Verträge und Bündnisse eingehen sollte!..

Es ist so, als wenn die unschuldigen Opfer des Ekaterinburger Blutbades sich schützend aufrichteten, um die Welt vor dem ihr drohenden Untergang zu bewahren...

— ak. Daladier hat den Kommunisten das streikende Sitzen abgewöhnt, jedenfalls in seinen übelsten Auswüchsen. Hier half ihm zunächst sein eigenes festes Zupacken, dann aber das Argument, das er den kommunistischen Steikbefehlshabern entgegenhielt: „Wie wollt Ihr den Krieg gegen den Faschismus, den Ihr so eifrig verlangt, führen, wenn Ihr die Industrie, die die Voraussetzungen zur Kriegführung erst schaffen muß, lahmlegt." So hat man, in die Klemme getrieben, die bolschewistische Revolution, die mit Kerenski—Blum so verheißungsvoll begann, vertagt. Wohlgemerkt, vertagt. Nicht vertagt hat man dagegen den festen Willen zum revolutionären Umsturz. Die opportune Taktik „Pour l'Unite de la Nation" zeigte sich in ihrer schäbigen Dürftigkeit peinlichst am 14. Juli, wo zum Feiertag der Nation vielfach die Marseillaise von der Internationale überschrien und wo der bärtige Wald biederer Trikoloren durch zahlreiche blutrote Tupfen interessant gemacht wurde.

Aber auch im übrigen zeigt sich, daß die KP Frankreichs, wenn sie gegenwärtig auch keine Vorstöße an der Revolutionsfront unternimmt, doch eifrig daran arbeitet, die Etappe zu stärken. Der relativen Ruhe in den Industriegebieten entspricht eine emsige Tätigkeit auf dem Lande, die Programm einer systematischen Kampagne ist.

— Bundesanwalt John T. Cahill übermittelte auf Betreiben der Bundesgroßgeschworenen in New York dem Staatssekretär Cordell Hull Beschuldigungen, daß das französische Außenministerium die Benutzung der diplomatischen Postsäcke für den Schmuggel von Filmen freigegeben habe. In einer öffentlichen Erklärung der Großgeschworenen wird erklärt, daß 37,000 Fuß Filme auf diese Art und Weise ins Land geschmuggelt wurden.

— Mit Präsident Roosevelts Zustimmung schufen die Armee und Flotte einen Kriegshilfequellen-Beirat von sechs prominenten Industriellen und Wirtschafts-Sachverständigen, um nationale Mobilisation im Kriegsfall beschleunigen zu können, Edward R. Stettinius jun., der Vorsitzer der United Steel Corporation, wurde zum Vorsitzer ernannt.

— Laurence E. Steinhardt, der neue amerikanische Botschafter in Sowjetrußland, trat sein Amt an, nachdem die Vereinigten Staaten 14 Monate lang keinen Botschafter gehabt hatten.

— Die durch den Jablunka-Paß führende Hauptstraße der Slowakei nach Polen ist auf deutschen Befehl geschlossen worden und es wurde berichtet, daß sie nahezu für schweren militärischen Verkehr hergestellt ist.

— Die Ablieferung aller Waffen und Explosivstoffe, die sich im Besitz von Bürgern in Böhmen und Mähren befinden, wurde von der deutschen Protektoratsregierung angeordnet.

Wenn jemand eine Reise macht...

(Von J. J. Kröker.)

(Fortsetzung)

Ich habe nähmlich ausgefunden, daß es Leute gibt, die die Art und Weise, billig zu reisen, schon gelernt haben. Einen Stuhl mieten kostet Geld, wenn auch nicht gerade viel. Als ich also am zweiten Tag zu einem Stuhl komme, sitzt da so eine sonnenverbrannte, dunkelbebrillte Meermaid und starrt den Himmel an. Ich gehe einmal, zweimal, und dann noch mehreremal an meinem Stuhl vorbei, aber ohne jede Wirkung auf den Insassen desselben. Na, denke ich, da werde ich doch einmal deutlicher sein und fange an, die Namen an den nebenstehenden Stühlen zu studieren. Das merkt die etwa vierzigjährige Jugendlichkeit doch. Ganz erstaunt richtet sie sich auf und fragt mit etwas verrosteter Stimme: „Habe ich etwa aus Versehen, ihren Stuhl eingenommen? Verzeihen sie tausendmal, aber ich hatte mir auch einen Stuhl gemietet. Der stand genau auf dieser Stelle, aber jetzt steht er nicht mehr hier, der Decksteward wird nachsehen, wo er geblieben sein kann."

Nun, wenn man in solcher Weise angeheuchelt wird, dann kommt einem das so vor, als ob die betreffende Person es aufrichtig meint. So auch ich. Anstatt nun darauf zu bestehen, meinen rechtmäßig mir gehörenden Stuhl zu nehmen, heuchelte ich ebenfalls, indem ich sagte, daß ich den Tag sowieso nicht zum Liegen Lust hätte. Die Strafe für diese meine Falschheit blieb dann auch nicht lange aus. Als ich am nächsten Tag wieder nach meinem Stuhl suchte, da war auf derselben Stelle dieselbe Eulenbrille, auf demselben Stuhl. Nur das jetzt ein anderer Name am Stuhl hing. Wahrscheinlich der ihre. Jetzt war aber mein Stuhl verschwunden und ganz höflich wurde ich noch gefragt, ob ich meinen Stuhl schon gefunden habe.

Umfallen wollte ich ja nun nicht, denn dann hätte es womöglich geheißen, daß ich als einziger auf spiegelglatter See krank geworden sei. „Hans", sagte ich mir, da bist du nun mal wieder gelackmeiert worden! Wie lange willst du noch warten, bis du mal gescheit genug wirst, um deine Rechte zu verteidigen? Aber der Stuhl hatte einen fremden Namen am Zettel. Der Decksteward tat so, als wenn er alles noch wieder gut machen wolle, aber dazu kam er nicht mehr auf dieser Reise. Sollte ich auf der Europa wieder zurück fahren, dann wird er es vielleicht auch nachholen.

Ganz ohne Trost und Entschädigung blieb ich aber doch nicht. Statt mich gemütlich auf meinem Stuhl zu räcken, durfte ich jetzt an das Schiffsgeländer lehnen und die Leute beobachten, welche sich vom zweiten Tage an um den Stuhl, der mein gewesen, und seine Insassen scharrten. Es war dies die Familie Krüger von irgend wo aus dem Hinterlande unserer gesegneten Staaten. Da war erst einmal Großpapa Krüger und Großmama Krüger, beide zusammen so eine halbe Waggonladung voll. Daß die beiden Schwierigkeiten hatten, ihre Beine zum tragen, der ihnen aufgewachsenen Lasten zu bewegen, brauchte erst garnicht gesagt zu werden. Mit ihnen war die Großtochter. Ein etwas emanzipiertes Ding mit einem sehr spitzen und eckigen Hut neuesten Stiels. Diejenige, welche in dem Stuhl saß, in welchem ich hatte sitzen wollen, schien so etwas das Kommando über die Familie Krüger zu führen. Ich habe aber nicht feststellen können, ob sie irgend wie mit ihr verwandt war. Am großen Wort allein kann man so etwas nicht erkennen.

Großpapa Krüger schien das anfangs garnicht recht zu gefallen. Er beschwerte sich vor allem über den Verstand seiner Großtochter. Der sei genau so eckig wie der dämliche Strohhut, meinte er. Da fuhr ihn aber die Großmutter an. „Meinst wohl das wir alle Idioten sind", fragte sie ihn ganz spitz. Großpapa schaute sich um. Es schien so, als wenn er sich jetzt zwischen so vielen Leuten sicherer fühlte. „Na", meinte er ganz gemütlich, „ich will halt nicht bestreiten, daß ihr Idioten seid, wenn ihrs gerade haben wollt. Aber ich bin doch der größte von euch allen. denn sonst wäre ich nicht hier mit euch!" Da schien aber der Großmutter doch die Luft weg zu bleiben, denn Großvater hatte das ziemlich laut gesagt. Auch sie schaute sich um. Die vielen fremden Gesichter schienen ihr aber wohl nicht recht geheuer zu sein. Nur ihre Blicke sprachen. Mir kam es so vor, daß es einen schönen Krieg gegeben hätte, wenn gerade ein Rollholz zur Hand gewesen wäre, oder wenn sich das Ganze zu Hause zugetragen hätte. So aber blieb Großmama stumm und schoß nur giftige Blicke in die Richtung von Großpapa ab. Diesen schien das zu belustigen. Stöhnend erhob er sich, ging an die nahe Bar und bestellte sich einen Kirch. „Diese Werber", meinte er bloß, als er das zweite Glas schmeckte. Das war aber wieder der Großmama zu viel. „Meinst wohl ich kann keinen Kirch vertragen", rief sie ihm zu. Großpapa verstand. Sich selbst nicht vergessend, bestellte er nun auch für Großmutter einen Kirch und brachte ihn ihr. „Son Idiot", sagte dieser nur und ließ es sich schmecken.

Es ließen sich nun noch zahlreiche anderen Beobachtungen schildern, die man so an Bord eines großen Schiffes machen kann. Wir sind nun aber inzwischen in Deutschland angelangt und unsere kleine Welt hat wieder Anschluß an die eigentliche Welt gefunden. Ich muß daher mit der Seereise selbst hier ein Ende machen. Erstens würde eine zu detailierte Beschreibung zu lang werden und zweitens habe ich auch nicht recht Zeit, alles ganz genau aufzuzeichnen. Aber darauf kommt es ja auch nicht an. Wir interessieren uns jetzt für die Eindrücke, die Deutschland auf uns macht. So manches haben wir darüber gehört. Noch mehr haben wir gelesen. Wenn's nach dem ginge, was man uns alles erzählt und prophezeit hat, dann wären wir alle schon irgend wo in einer Zwangsjacke oder sonst irgend wie eingeengt. So aber sind wir ganz ungeschoren und in jeder Weise zufrieden bereits in Bremen angelangt. Die Grenzüberschreitung war äußerst bequem und gänzlich ohne Abenteuer und Schwierigkeiten. Nach meinen früheren Erfahrungen zu schließen, haben die deutschen Beamten gelernt, freundlicher zu sein, als es seiner Zeit der Fall war. Ich habe gerade gut zu Mittag gegessen u. nach der Speisekarte zu urteilen. welche mir vorgelegt wurde, werden wir bestimmt nicht hungern, solange wir was zum Bezahlen haben. Unser junger Freund vom Pastornfisch, dem man in Texas niemals eine rechte Speisekarte vorgelegt hat, meint, daß die hier noch mehr essen wie auf dem Schiff. Nur gut, daß er hier bloß deutsch, und nicht deutsch und englisch essen braucht, denn sonst hätte er Morgen bestimmt schon kein Geld mehr. Bei ihm gillt nicht das Sprichwort: „Was der Bauer nicht kennt, ißt er nicht", sondern „Durch Erfahrung wird man klug". Alles was er nicht kennt, wird bestellt. Wenn er drei oder vier Gabeln auf einmal vorgelegt kriegt, dann fängt er mit der größten an und wenn er sich mal was bestellt hat, was ganz außergewöhnlich schlecht schmeckt, dann sagt er sich „Sei was du willst; runter mußt du, denn ich habe dich bezahlt".

Wir sind also in Bremen und werden uns von hier aus das neue Deutschland besehen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie ich als blinder Passagier mit einem halbblinden Chauffer zur Weltausstellung fuhr, und was wir dort und unterwegs sahen.

(Von K. N.)

(Fortsetzung.)

14. „Cliff Dwellings."

Bei einer solchen „Cliff Dwelling" (Höhlenwohnung) steigen wir ab und treten ein. Das Eintrittsgeld beträgt nur 25 Cent. Wir befinden uns neben einem Berge, der von Natur wie eine große Halbkugel ausgehöhlt ist, wohl 250 Fuß im Durchmesser. Eine große Halbhöhle. Dieser Halbkreis ist in alten Zeiten einmal eine Art Dorf gewesen. Die Wohnungen, davon noch kümmerliche Ueberreste erhalten sind, befinden sich neben- und übereinander und sind sehr klein. Die Menschen selbst sind auch sehr klein gewesen, wie die dort befindlichen Skelette beweisen. Als Amerika entdeckt wurde, war es bekanntlich schon bevölkert. Aus welchem Jahrtausend nun diese Skelette stammen, darüber mögen die Forschungen vielleicht auch noch nicht zu einem einheitlichen Resultate gekommen sein. Es existieren aber Museen, in denen über diese Frage aufklärende Vorträge gehalten werden.

15. Lavabetten.

Auf unserm weitern Wege kommen wir noch in New Mexiko an einem Lavabette vorbei, das sich 10—15 Meilen in die Breite und bei 45 Meilen weit in S.W. Richtung zieht. Solchen abgekühlten Lavaströmen aus uralter Zeit begegnet man übrigens öfters in dieser Gebirgsgegend. Die dicke Schichte der schwarzen Lavamasse ist verwittert und zerbröckelt, enthält aber immer noch auch recht große ungespaltene Klumpen. Die Fläche hat ein wüstes Aussehen.

16. Rote Berge.

Viel schöner und majestätischer jedoch sehen die roten Berge aus. Diese sind wirklich einzigartig. Auf ebener Erde umgeben von grünem Gestrüpp erheben sich ähnlich wie im „Göttergarten" nacheinander mehrere einander gleich geformte dunkelrote Kolosse. Die Wände senkrecht; oben spitz abgedacht, wie eine Reihe gewaltiger Gebäude aus roten Ziegelsteinen sieht man sie meilenweit längs des Weges in immer neuen Formen stehen: Reste jahrtausendelanger Abtragungen und Auswaschungen.

17. Versteinertes Holz.

Wer hätte nicht schon einmal ein „Stückchen von versteinertem Holz in Händen gehabt oder wenigstens davon gehört? Hier in dieser Gebirgsgegend z. B. bei Holbrook in Arizona gibt es ganze versteinerte Wälder. Sie heißen „Petrified Forests", denn „versteinern" heißt auch „petrifizieren", und „Petrefakten" sind Versteinerungen vorweltlicher Tiere und Pflanzen. Daß „Petrus" und „Felsen" ein und dasselbe ist, wissen wir schon aus Matth. 16, 18. In so einem versteinerten Walde kann man nicht nur große Klötze von zerbrochenen vorsintflutlichen Baumstämmen, sondern auch ganze Stämme von mehr als 200 Fuß lang sehen. Die Form der Stämme, der Aeste, der Rinde usw. sind noch ganz genau erhalten, die Masse jedoch hat mit Holz keine Aehnlichkeit mehr. Es hat sich in verschiedenfarbigen, harten Stein verwandelt. Wird so ein Stein noch geschliffen, dann treten seine Farben ganz besonders schön hervor. Das Alter dieser Stämme seit ihrem Ableben wird verschieden angegeben. Man rechnet nicht nur mit Tausenden, sondern sogar mit Millionen von Jahren. Längs des Autoweges sind meilenweit Tische aufgestellt, wo man klei-

nere und größere Stücke solcher Versteinerungen kaufen kann.

18.. Meteorkrater.

Hier in Arizona werden auch große muldenförmige Vertiefungen gezeigt, Meteorkrater genannt, und man behauptet, sie sollen durch niedergesauste Meteorsteine entstanden oder ausgerissen sein.

19. „Grand Canyon" und „Painted Desert".

Und nun kommt eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Es ist der viel genannte und viel besuchte „Grand Canyon" des Colorado im nördlichen Arizona. Ueber den allein ließe sich ein ganzes Buch schreiben. Man möge es doch aber, bitte, nicht langweilig finden, wenn ich wenigstens etwas von dem Augenfälligsten erwähne. Unter Canon oder Canyon (ausgesprochen Kennjohn) versteht man in S. W. Amerika die durch Ausnagung bis über 6000 Fuß tief eingeschnittenen Flußtäler meistens mit Steilwänden. Dieser erwähnte Canyon ist das Flußbett des Colorado, der nach Süden in den Busen von Kalifornien fließt. Der „Grand Canyon" ist etwas über 200 Meilen lang, 4—18 Meilen breit und durchschnittlich 1 Meile tief. Er liegt in einer Hochplatte von 7000 bis über 9000 Fuß über dem Meeresspiegel. An einer Stelle im Canyon, wo man den Fluß gemessen hat, ist er 300 Fuß breit und trägt täglich ungefähr eine Million Tonnen Sand und andere Sandstoffe mit sich. Das hat er nun schon viele, viele Jahrtausende getan und hat in der Zeit mit all seinen Nebenflüßchen alle diese ungeheuren Schluchten ausgewaschen. Die stehengebliebenen, meistens senkrechten Wände und Zwischenwände, zeigen die verschiedenen Schichten des Gesteins in den allerverschiedensten Farben: Rot, gelb, grün, grau usw. Das Auge kann sich hier stundenlang an dem Anblicke weiden und kann sich doch nicht satt sehen. Man steht oben am Rande dieses bodenlos scheinenden Abgrundes und sieht durchs Fernrohr immer neue und wieder neue, farbenprächtige Formationen. Für die Beobachter hat man großartige Einrichtungen getroffen, die die Touristen zu Tausenden anziehen. Man hat auch Pfade für Fußgänger und Reittiere in die Tiefe gebahnt. Man kann zu Fuß hinunter steigen, oder für schweres Geld Maultiere, Pferde und Esel mieten, und hinunter reiten. Aber da gilt es neben der Geldfrage noch etwas anderes zu erwägen, nämlich die Kunst des Obenbleibens d. i. auf dem Reittiere. Wie Peter Walden in der Mennonitischen Warte entdeckt zu haben glaubt, liegt dieses „Geheimnis des Obenbleibens" in der richtigen Krümmung der untern Extremitäten, d. h. des Reiters, nicht des Reitertieres. Weil es bei uns nun gerade an diesen 3 notwendigen Vorbedingungen fehlt, d. h. am schweren Gelde, an der Erfahrung im Reiten, und an der richtigen Krümmung der Extremitäten, so lassen wir es lieber bleiben. Wir sparen dabei Geld und Knochenbrüche. Leute aber, die hinabgestiegen sind, werden des Rühmens über das Gesehene nicht müde. Auch per Aeroplan kann man täglich 45 Minuten lang über dem Canyon fliegen.

So zu sagen die Vorläufer dieses Canyons von Osten her bilden dort die Schluchten der „Gefärbten Wüste" (Painted Desert). Es ist, kurz gesagt, eine farbenprächtige Miniaturausgabe des Grand Canyon. Rinnen sind dort nur ungefähr 800 Fuß tief; alle zusammen aber von 14—40 Meilen breit und ziehen sich längst des Autoweges.

20. „Boulder Dam."

Der genannte Colorado Fluß ist ein wilder, unbändiger Fluß gewesen, unter dessen Launen das Land und die Bevölkerung gelitten haben. Im Frühling überreich an Wasser, verursachte er Ueberschwämmungen, während er im Sommer zu arm an Wasser war. Diesem Uebel hat man abgeholfen. Je weiter der Fluß sich vom Grand Canyon entfernt, desto enger und tiefer wird sein Bett. Da bot sich bei Boulder City auf der Grenze zwischen Arizona und Nevada ein sehr günstiger Platz, den Fluß durch einen Damm abzusperren. Nach langandauernden Projekten begann man im Jahre 1931 mit dem Bau. In der genannten Stadt ist ein kleines Museum, das mancherlei Interessantes in Bezug auf diesen Damm zeigt. In einem laufenden Film sehen wir 30 Min. lang gedrängt die Arbeit, die dort in 5 Jahren von über 40 000 Arbeitern vollzogen worden ist. Es ist keine Kleinigkeit, was man dort geleistet hat. Ich mache nun etliche Angaben, und man möge sich dann an Hand dieser Zahlen von diesem riesenhaften Bau wenigstens etwas eine Vorstellung machen. Obzwar die Ufer scheinbar sehr nahe neben einander liegen, hat der Damm doch eine Länge von 1244 Fuß und ist 726 Fuß hoch. Wie alle solche Dämme ist er halbkreisförmig mit der runden Außenseite gegen den Strom gerichtet, dem Drucke desselben er Widerstand leisten soll. Dieser Druck aber ist ganz fürchterlich. Auf einem einzigen Quadratfuße unten am Damm übt das Wasser einen Druck von 45 tausend Pfund aus. Der Damm hat daher unten eine Dicke von 660 Fuß und besteht aus Stahl und Stein, während er oben nur 45 Fuß dick ist. Es ist immerhin ein breiter Fahrweg. Wir fahren in einem Elevator 528 Fuß (soviel wie 44 Stockwerke) hinunter. Dann auf einem 2. Elevator noch bei 10 Stockwerke tiefer. Hier erklärt der Führer einer großen Gruppe von Besuchern alle Einzelheiten, und ein jeder darf nach Belieben Fragen stellen. Wir sind in der Kraftstation. Alles ist rein und blitzblank. Siebzehn Turbinen und Generatoren erzeugen einen elektrischen Strom von nahe an 2 Millionen Pferdestärke. Das ist zirka 4 mal so viel wie die Niagarakraftwerke. (Die Wasserkraft des uns so gut bekannten Niagarafalles wird auf 5 Millionen Pferdestärke geschätzt; aber nur 1 Zehntel davon, d. h. eine halbe Million, wird ausgenutzt und in elektrische Kraft verwandelt). Die blanken Kacheln und die polierten Metalltüren in den einzelnen Räumen und Korridoren des Dammes zeugen davon, daß hier nicht Tausende, sondern Millionen zur Verfügung standen. Das ganze Stauwerk, daß das größte in seiner Art sein soll, hat $120 000 000 gekostet. Diese Kosten sollen durch Verkauf der elektrischen Energie in 50 Jahren gedeckt werden. Durch diesen Damm ist das Wasser auf 589 Fuß gehoben und bildet den wasserreichsten künstlichen See, der sich 115 Meilen weit stromaufwärts zieht. Vier Türme von 75 Fuß im Durchmesser und 395 Fuß hoch sind dem Damm vorgelagert. Sie nehmen das nötige Wasser aus dem See auf und speisen damit die Turbinen, indem sie diesen in jeder Sekunde 90 000 Kubikfuß zuführen. Das überflüssige Wasser wird durch Tunnels in den Fluß geleitet und damit viele Meilen weit die Umgegend bewässert. Diese Wasserregulierung soll von noch größerer Wichtigkeit sein, als die Krafterzeugung. Die Bewässerung der Wüste in Arizona, Nevada und Kalifornien ist unbestreitbar eine große Wohltat für diese 3 trockenen Staaten.

(Fortsetzung folgt.)

— **London. Die zur Zeit in Südengland** stattfindenden Luftmanöver, denen ein Angriff von 500 Flugzeugen aus „Ostland" zugrunde liegt, verzeichneten den Verlust von drei Flugzeugen und neun Toten. Ein Bombenflugzeug mit fünf Fliegern an Bord stürzte in der Nordsee ab. Die Mannschaft fand den Tod in den Wellen. In der Provinz Yorkshire stürzte ein zweites Flugzeug ab und begrub die vier Insassen unter seinen Trümmern. Ein drittes Flugzeug geriet in Not, sodaß vier Besatzungsmitglieder gezwungen wurden, mit Fallschirmen abzuspringen. Sie kamen leicht verletzt auf der Erde an. Ein Sergenant brachte das Flugzeug zur Erde, dessen Untergestell schwer beschädigt wurde.

— **London. Aufgrund der Antwort**note des Danziger Senats an die zuständige polnische Stelle zur Klärung der wirtschaftlichen Angelegenheiten und der Frage der polnischen Zollinspektoren, wird die Danziger Lage in hiesigen politischen Kreisen etwas hoffnungsvoller betrachtet.

Die London „Times" sieht, trotz einer bedeutenden Mäßigung der Lage, noch immer eine Gefahrenphase in Danzig, die in Einzelfragen leicht zu einer kritischen Entwicklung führen könnte. Das Blatt meint, daß viel davon abhänge, welche Weisungen der Gauleiter von Danzig, Albert Forster, von Hitler erhalten wird.

— **Schanghai. Ein mit den politischen** Entwicklungen an höchster japanischer Stelle vertrauter Reisender aus Tokio will wissen, daß zur Zeit schwere Auseinandersetzungen im japanischen Kabinett über die Frage bestehen, ob sich Japan in ein Militärbindnis mit den autoritären Staaten begeben soll. Eine solche Forderung wird dem Vernehmen nach von den jüngeren Armeeoffizieren gestellt, während ein Großteil der Kabinettsmitglieder gegen weitere Bindungen mit europäischen Staaten ist.

— **Tokio. Wie hier verlautet, haben** die Regierungen Frankreichs und der Vereinigten Staaten ihr Interesse an den wirtschaftlichen Problemen bekundet, die in Zusammenhang mit dem Krieg in China aufgekommen sind. Durch diese Erklärung hat sich die Lage weiter kompliziert, die über die festgefahrenen britisch-japanischen Verhandlungen aufgekommen ist. Die Frage der Einbeziehung anderer Mächte bei der Aussprache über die strittigen japanisch-britischen Probleme hat nach Ansicht von Sachverständigen die Wiederaufnahme der Verhandlungen weiter erschwert.

— **Paris. In einer Stellungnahme zu** den Gerüchten einer bevorstehenden englisch-französischen Anleihe in Höhe von 6 Millionen Rubel für Rußland, erklärt das Blatt „Le Jour," daß ein derartiger Anleiheplan ein Hohn gegenüber den französischen Steuerzahlern darstelle.

Die Zeitung erinnert daran, daß die französischen Steuerzahler schon seit 20 Jahren erfolglos auf Bezahlung der Zinsen der gewaltigen russischen Vorkriegsschulden warten und aus diesem Grunde wohl kaum bereit sein werden, neue Bürden auf sich zu nehmen.

— **Berlin. In hiesigen unterrichteten** Kreisen wird erklärt, daß die deutsch-russischen Wirtschaftsbesprechungen einen positiven Verlauf nehmen.

Die Unterzeichnung des Abkommens soll bereits in den allernächsten Tagen erfolgen. Eine amtliche Stellungnahme dazu ist jedoch nicht zu erhalten.

— **Rom. Der japanische Botschafter** Toshio Shiratori versicherte, daß der Anschluß Japans an den deutsch-italienischen Militär-Pakt erfolgen werde, sobald die technischen Einzelheiten dafür ausgearbeitet sein werden, was bereits in nächster Zeit zu erwarten sei. Eine internationale Sensation war geschaffen worden, als Shiratori und der japanische Botschafter in Berlin Hiroshi Oshima kürzlich am Como-See zusammengetroffen waren und über den Anschluß Japans an den Pakt beraten hatten.

— **Deutschlands amtliche Nachrichten**-Agentur erklärte, daß andauernde „Herausforderungen" durch die Polen ihnen „Bekanntschaft mit deutschen Waffen" machen könnten.

Das Deutsche Nachrichten-Büro, das die polnische Zeitung „Czas" kritisierte, schrieb derselben die Drohung zu, Polen würde Danzig in Trümmern schießen wenn die Freistadt versuchen sollte, sich Deutschland anzuschließen.

— **Generaloberst Walther v. Brau**chitsch, Stabschef der Armee, gab den Deutschen die „heilige Versicherung," daß Reichsführer Hitler niemals ihr Leben „leichtfertig" aufs Spiel setzen werde.

Er sprach in den Werken der Rheinmetall-Borsig-Gesellschaft, einer der größten Munitionsfabriken Deutschlands, über den Rundfunk und seine Worte waren an die ganze Nation gerichtet.

„Deutschland," fuhr er fort, „hat es nicht nötig, die Welt mit Drohungen einzuschüchtern, noch wird es sich von andern einschüchtern lassen, am wenigsten durch die Drohung gewisser ausländischer Generäle, die bereits von einer neuen Schlacht vor den Toren Berlins und einem neuen Versailles faseln."

Man glaubt, daß dies eine Anspielung auf die militärischen Führer Polens war.

— **Die einflußreiche und gutinformier**te Berliner „Börsen-Zeitung" vertritt den Standpunkt, daß die Aussichten für die Wiederherstellung normaler wirtschaftlicher Beziehungen mit den Vereinigten Staaten recht gering sind, weil „Washington dazu nicht den Willen hat."

— **Die Regierung Jugoslawiens hat,** wie in Belgrad bekannt wurde, die Italien und Deutschland zugeschriebene Forderung nach einer „wohlwollenden" Neutralität des Landes im Kriegsfall zurückgewiesen. Dies kam nach einer auf unbestimmte Zeit erfolgten Verschiebung der Verhandlungen mit Dr. Vladimir Machek über die Autonomieforderungen der 5,000,000 Kroaten des Landes.

— **Das Amsterdamer Bankhaus Men**delssohn & Co., ein Institut, das häufig von den europäischen Regierungen zur Vermarktung ihrer Sekuritäten benützt wurde, hat am Freitag, kurz nach dem Bekanntwerden des Todes seines Chefs, Fritz Mannheimer, seine Zahlungen eingestellt.

— **Die 24 Jahre alte Frau Esperanza** Rafael schenkte in Manila einem Töchterchen das Leben, dessen Herz außerhalb des Körpers auf der Brust liegt. Aerzte sagten, das Herz schlage normal. Es wurde ein Glasgefäß über das Herz gelegt. Es starb schon nach etlichen Tagen.



— **Die italienische Regierung schloß** das Büro der United Preß in Rom und erließ an den Chef des Büros, H. R. Ekins, Anweisung, das Land innerhalb 24 Stunden zu verlassen. Diese Maßnahme, wahrscheinlich die drastischste, die jemals gegen einen ausländischen Korrespondenten in Rom ergriffen worden ist, wurde nach maßgeblicher Meinung hier von Premier Mussolini persönlich angeordnet.

Ein amtlicher Gewährsmann erklärte, daß ihr eine von der U. P. außerhalb Italiens verbreitete Meldung des Inhalts zugrunde liege, daß Mussolini schwer krank sei. Die Meldung, wurde erklärt, sei „absolut unwahr."

— **akt. Die Einheits- und Volksfront-Kalkulation** stellt sich für ihren Urheber Dimitroff so dar: Erreichen wir die Einheitsfront, das heißt den Zusammenschluß aller marxistischen Richtungen, so wird der zahlenmäßig schwache, aber unbedenkliche und brutale Bolschewismus sofort das Heft in der Hand haben, erreichen wir als nächsten Schritt die Volksfront, das heißt den Zusammenschluß des Marxismus mit den demokratischen, liberalen, republikanischen und konfessionellen Gruppierungen, so wird wiederum hier der marxistische Einheitskern unter kommunistischer Führung absolut herrschen. Damit wird also die Diktatur der zahlenmäßig schwachen kommunistischen Gruppe über ein beachtliches Heerlager garantiert.

— **Oslo.** (FBN). In der Zeitschrift „Fritt Folk" befaßt sich der bekannte norwegische Gelehrte Dr. Herman Harris Aall mit der „Gefahr für Skandinavien vom Osten und Westen," von Rußland und England. Aall weist auf „die Pläne Sowjet-Rußlands in bezug auf Nord-Norwegen" hin: „Die militärische Vorbereitung für die Durchführung der sowjetrussischen Pläne, sei es nun durch die Anlage von Straßen, Eisenbahnen, Flugplätzen oder Häfen, durch die Umwolkung Kareliens, oder wie sie sich in der gesamten Spionage kundtut, wird ganz unbekümmert und bedrohlich für andere Staaten betrieben. Die politischen Vorbereitungen sind auch so weit vorgeschritten, daß scheinbar nur noch der Befehl zur Aktion gegeben zu werden braucht." „Nord-Norwegen soll, so führt der norwegische Gelehrte aus, nach einer geheimen Uebereinkunft der Arbeiterpartei in Norwegen und der Sowjetunion, bei der ‚Revolution' als eine selbständige Räterepublik vom übrigen Norwegen abgetrennt werden."

Neben Sowjetrußland ist es die englische Politik, welche die skandinavischen Staaten bedroht. Die britische Politik marschiert vorwärts unter der Fahne „der Friedens Front". Es sei, bemerkt Dr. Aall, ein altes Kennzeichen für die Politik des „getünchten Grabes," daß man versuche, mit einem hohen Ideal die wirklichen Absichten zu verschleiern, denn die Beweggründe der englischen Politik seien ganz eindeutig: „England befürchtet, seine bisherige Stellung als Machthaber über Europa und damit über die Welt zu verlieren. Diese Herrscherstellung Englands hat sich bisher nur durch die Dominanz der englischen Seestreitkräfte halten können. Aber die Bedeutung der Meeresherrschung ist mit dem Auftreten der Luftflotten stark gemindert worden. Und in der Luft sind die Achsenmächte die herrschenden... Die Brechung dieser Staaten kann aber nur geschehen, wenn um sie herum ein Kreis von anderen Mächten gelegt wird, die wiederum mit England im Militärbündnis stehen müssen."

— **Brasel (FBN). Unter dem Titel** „Wir bedanken uns!" befaßt sich der bekannte Schweizer Journalist J. B. Rusch in der Basler „National-Zeitung" mit den Bemühungen der Westmächte, die Sweiz in den Schutzbereich der Sowjetunion einzubeziehen. Rusch ist der Meinung, Rußland versuche alles, um sich eines Bündnisses mit den Westmächten entschlagen zu können. Rußland wolle im europäischen Völkerstreite neutral bleiben, solang es könne. Es habe dazu seine inneren und äußeren Gründe. Diese gelten auch gegenüber der Achse. „Wenn nach den abgeblitzten Westmächten diese auf verschämten Wegen nach Moskau auf Brautschau gehen, wird ihnen nichts Besseres blühen. Die westmächtlichen, krampfhaften Bemühungen um ein Russenbündnis sind ziemlich unbegreiflich. Sie bedeuten eine Episode, welche neben dem russischen Prestige mehr dasjenige der Achsenmächte als dasjenige der Westmächte zu stärken geeignet ist."

Auf den Standpunkt der Schweiz übergehend schreibt J. B. Rusch: „Was uns betrifft, wollen wir in die Bündnispolitik der Großen unter keinen Umständen hineingeflochten werden. Wir bedanken uns für jegliche Verquickung mit der Politik der Großmächte. Wenn Großbritannien und Frankreich die Erklärung abgegeben haben, daß sie die Schweiz nicht angreifen lassen, so erfolgte diese Erklärung auf keinerlei Ansuchen.

— **Sonnabend wurde der Handels**vertrag zwischen Deutschland und Rußland in Moskau abgeschlossen, nach dem Deutschland an Rußland einen Kredit von 80 Mill. Doll. einräumt, und Rußland sich verpflichtet, in 2 Jahren für 72 Mill. Dollar Rohmaterialien nach Deutschland auszuschicken.

— **In Verbindung mit diesem** wird aus Moskau berichtet, daß die Militärverhandlungen der Vertreter Englands, Frankreichs und Rußlands dieselben Schwierigkeiten antreffen, wie auch bei den Verhandlungen der Dilpomaten und keine Lösung derselben fürs erste in Aussicht steht.

— **Inzwischen hat Deutschland laut** neuer Vereinbarung mit der Slovakei, das Land unter deutsche Militärleitung gesetzt, u. die Grenze Polens v. 250 Meilen wird besetzt. Rumänien sagt, daß es für Deutschland ein Kleines sei, einen unüberwindlichen Keil zwischen Rumänien und Polen zu treiben.

— **Englands Kabinettsminister** eilen zurück nach London, um am Dienstag die Frage zu klären, ob es sich lohne wegen Danzig zu den Waffen zu greifen.

— **Deutschland verlangt katego**risch die Eingliederung Danzigs ins Deutsche Reich und Rückgabe des Korridors. Die Entscheidung wird wohl in den nächsten Tagen getroffen müssen werden.

— **Nächsten Sonntag spricht Füh**rer Hitler in Tannenberg. Es kann Danzigs Entscheidungsstunde sein. Wie man versteht, verlangt Deutschland außer Danzig, dem Korridor jetzt auch noch Schlesien, die frühere deutsche Provinz.

— **König Leopold von Belgien hat** die Premierminister von Holland, Luxemburg, Dänemark, Norwegien und Schweden nach Brüssel zu nächsten Sonntag eingeladen, um gemeinsam eine Deklaration an die Großmächte zu richten, einen Krieg vorzubeugen, da derselbe nicht nur den Betreffenden, sondern auch diesen Oslo-Staaten unermeßliches Leiden bringen werde.

— **Ein wolkenbruchartiger Regen** kam letzte Woche auf Winnipeg herab, der viel Schaden anrichtete, da es nur einzelne Keller gab, die nicht mehr oder weniger überschwemmt waren.



— **Schanghai.** Schanghais zweiter Kriegs-Jahrestag, dem man mit Bangen entgegengesehen hatte, wurde mit einem Bombenattentat auf eine japanische Schiffahrtsagentur eingeleitet. Das Gebäude der Agentur wurde fast völlig zerstört, und elf Chinesen, darunter zwei Frauen, trugen schwere Verletzungen davon.

Die Behörden der internationalen Niederlassung, die in Erwartung „der Dinge, die da kommen sollten," umfassende Sicherheitsmaßnahmen getroffen hatten, verdoppelten dieselben nach der Bombenexplosion.

Die Verüber der Tat, offenbar chinesische Nationalisten, konnten nicht ermittelt werden. Der Schauplatz des Attentats war innerhalb der internationalen Gebietes, jedoch dicht an der Grenze der japanischen Niederlassung.

Obgleich der chinesisch-japanische Konflikt schon am 7. Juli 1937 begonnen hatte, wird im Gebiet von Schanghai der 13. August, als die Kämpfe hier begannen, als der wichtigere Jahrestag erachtet.

Amerikanische Behörden hier und in anderen chinesischen Städten haben immer noch keine Nachricht von dem Schicksal der 36 Amerikaner, Männer, Frauen und Kinder, in Kaifing, Provinz Honan, erhalten.

In chinesischen Depeschen wurde gemeldet, daß bei einem japanischen Luftangriff auf Foochow, Provinz Fukien, die dortige amerikanische Methodistenkirche fast vollständig zerstört worden sei. Auch eine katholische Kirche soll schwer beschädigt worden sein.

— **Tokio.** Anzeichen deuteten darauf hin, daß die nichtmilitärischen Führer Japans, insbesondere Ministerpräsident Baron Kuichiro Hiranuma, einen festeren Standpunkt gegen die militärische Agitation zugunsten einer definitiven Allianz mit Deutschland und Italien einnehmen.

— **New York.** Präsident Roosevelt begab sich auf den Kreuzer „Tuscaloosa," um eine Ferienfahrt auf der Höhe der Küste Neuenglands und Kanadas zu unternehmen. Er war von seinem Heim in Hyde Park, N. Y., im Automobil hierhergekommen.

Ungefähr eine halbe Stunde nach seinem Eintreffen an Bord des Kreuzers erfolgte die Abfahrt.

Mayor LaGuardia stattete dem Präsidenten an Bord des Kreuzers einen ungefähr 15 Minuten dauernden Besuch ab und sagte später nur, sie hätten eine kleine Unterredung gehabt.

Mehrere hundert Personen hatten sich auf Piers in der Nähe eingefunden, aber niemand durfte in der Nähe des Kreuzers sein.

Die Route des Kreuzers für die Ferienfahrt des Präsidenten ist unbestimmt. Sie wird sich zum Teil nach dem Wetter richten. Der Präsident will nur in Campobello, New Brunswick, wo seine Mutter ein Sommerheim hat und sein Sohn Franklin jun. und dessen Frau weilen, ans Land kommen.

Herr Roosevelt hofft, Campobello am Montagnachmittag zu erreichen und später an dem Tage weiterzufahren, vielleicht bis nach Neufundland.

— **Portsmouth, N. H.** Das Unterseeboot „Squalus," in dem sich noch die Leichen von 26 Mitgliedern der Besatzung befinden, nachdem es vor 82 Tagen untergegangen war, konnte aus einer Tiefe von 240 gehoben werden.

Die Bergungsmannschaften, die lange und schwierige Arbeit geleistet und sich schon um den Erfolg betrogen sahen, als das Unterseeboot mit den Pontos plötzlich in die Höhe schoß und dann wieder auf den Meeresboden sank, hoben die „Squalus" mit Hilfe von zehn großen Pontos achtzig Fuß vom Meeresboden und begannen dann, es langsam nach seichterem Wasser zu schleppen.

Die Schleppfahrt nach der Küste wurde jedoch plötzlich unterbrochen, als das Unterseeboot gegen eine nicht verzeichnete Erhebung des Meeresbodens stieß. Dies geschah, nachdem ungefähr 2 Meilen zurückgelegt worden waren. Mit der Weiterfahrt wurde dann gewartet, bis die Flut eintrat.

— **Jerusalem.** In der Nähe von Rehoth wurden drei jüdische Polizisten getötet, als sie in einem Patrouillenwagen auf eine der Straße verborgene Landmine auffuhren und in die Luft gesprengt wurden.

— **Detroit.** Durch einen Tornado, der das westliche und mittlere Michigan heimsuchte, wurde eine Person getötet und eine bisher noch nicht festgestellte Anzahl von Menschen verletzt. Der angerichtete Sachschaden an Gebäuden und der Ernte konnte bisher noch nicht beziffert werden. Der Wirbelsturm fegte über Kalamazoo- und Kent County und suchte dann Midland County heim.

—**Berchtesgaden.** Deutschland und Italien haben in „100prozentiger Uebereinstimmung" ihrer Ansichten eine gemeinsame Politik festgesetzt, die im Kriegsfall befolgt werden soll, wie bekannt gegeben wurde.

Die Danziger Frage ist „keinen Krieg wert." Deutschland und Italien wollen sich Mühe geben, einen Konflikt zu verhindern. Trotzdem haben die beiden Partner im totalitären Militärbündnis Maßnahmen festgesetzt, um irgendwelche neuen Herausforderungen wirksam begegnen zu können. Es wurde von einer informierten italienischen Seite versichert, daß Danzig „im Verlauf der natürlichen Entwicklungen ohne deutsche oder italienische Initiative" an das Reich zurückfallen wird.

